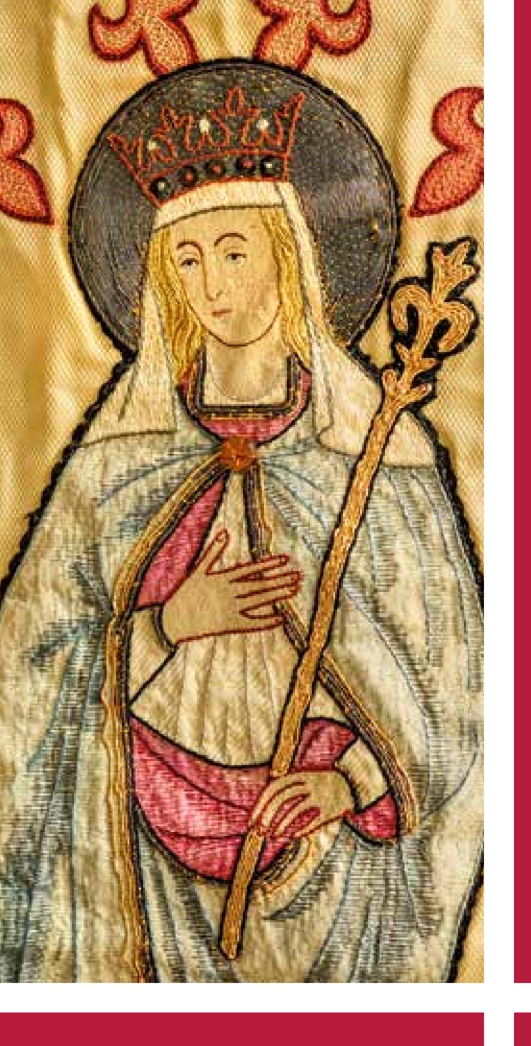


Aus der Vergangenheit in die Zukunft.

Festschrift
zur Gründung
der Pfarrei St. Maria.



Aus der Vergangenheit in die Zukunft.

Festschrift
zur Gründung
der Pfarrei St. Maria.

Michael Jurk



Impressum

Herausgeber: Pfarrei St. Maria, Hamburg
Redaktion: Michael Jurk, Dr. Claus-Uwe Jehle
Satz und Gestaltung: Atelier Artushof
Umschlaggestaltung: Atelier Artushof unter Benutzung eines Ausschnitts der Fahne der Marianischen Jungfrauenkongregation zu St. Marien-Altona (um 1905); Foto: Heribert Schindler, Hamburg.

Printed in Germany

Inhalt

Geleitwort . . . 6

Vorwort . . . 8

1. Diaspora seit 1529 . . . 11
2. Aufschwung . . . 19
3. St. Marien . . . 22
4. Maria Grün und St. Paulus-Augustinus . . . 28
5. Neuordnung der Missionsgebiete . . . 37
6. St. Bruder Konrad. Die Gemeinden im Nationalsozialismus . . . 43
7. St. Petrus. Nachkriegszeit und Bundesrepublik . . . 53
8. Erzbistum Hamburg . . . 61
9. Pastoraler Raum im Hamburger Westen . . . 65
10. Blick zurück nach vorn . . . 66
11. Anmerkungen . . . 69
12. Anhang
    Gemeindekurzbiografien . . . 73
    Wo sind wir Kirche? Sozialräumliche Orientierung . . . 78



Geleitwort

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder
im Pastoralen Raum Hamburger Westen,

sehr herzlich gratuliere ich Ihnen zur Gründung
Ihrer neuen Pfarrei St. Maria!

Die vorliegende Festschrift macht deutlich, auf welch reiche Geschichte Sie in Ihrem Pastoralen Raum zurück blicken dürfen. Aber Sie bleiben nicht bei einem Blick zurück stehen. Sie haben sich in den letzten Jahren auf den Weg gemacht, als katholische Kirche im Hamburger Westen zusammenzuwachsen. Ehrenamtliche und Hauptamtliche haben gemeinsam mit Pfarrer Dr. Benner in der Lenkungsgruppe diese Entwicklung gesteuert. Dabei war es Ihnen immer von Bedeutung, dass die vielfältigen pastoralen Aufgaben des kirchlichen Handels auf die Zukunft hin ausgerichtet werden. Ein breiter Beteiligungsprozess mit Arbeitsgruppen zu inhaltlichen und administrativen Aufgaben einer zukünftigen Pfarrei im Pastoralen Raum haben Sie miteinander ermöglicht.

Mit der Gründung Ihrer neuen Pfarrei schlagen Sie auch ein neues Kapitel der Kirchengeschichte im Hamburger Westen auf. Sie selber schreiben diese Geschichte weiter. Ja, Sie werden zur lebendigen Festschrift und arbeiten im Hier und Jetzt mit an der Geschichte Gottes mit den Menschen – im Gebet, in der Pastoral und der Feier der Sakramente, im Dienst am und mit dem Nächsten, in lebendiger, offener und solidarischer Gemeinschaft.

Ihre neue Pfarrei steht bei alledem unter dem Patronat der Gottesmutter Maria – der Frau, durch die Gott als Mensch in die Geschichte eingetreten ist. Sie haben damit eine starke Fürsprecherin, die für viele Menschen ein großes Vorbild im Glauben und Vertrauen ist.

Ich danke allen sehr herzlich, die den Prozess im Gebet, in Wort und Tat, dauerhaft oder punktuell unterstützt haben! Von Herzen wünsche ich Ihnen weiterhin gutes Gelingen und erbitte den Segen Gottes für Sie!

Ihr

+ Dr. Stefan Heße
Erzbischof von Hamburg



Vorwort

Liebe Gemeinde,

am 1. Januar 2015 erhielten die Pfarreien Maria Grün mit den Gemeinden Maria Grün, St. Bruder Konrad und St. Paulus-Augustinus und St. Marien mit den Gemeinden St. Marien und St. Petrus vom Herrn Erzbischof den Auftrag, einen Prozess zur Bildung eines Pastoralen Raums zu beginnen. Am 3. Juni 2018 ist es nun soweit: Erzbischof Dr. Stefan Heße errichtet die neue Pfarrei „St. Maria" im Hamburger Westen.

Zahlreiche interessierte Gläubige, alle Mitglieder der gewählten Gremien und das Pastoralteam haben dazu beigetragen, dass die Gemeinden und Einrichtungen im Gebiet der neuen Pfarrei begonnen haben, ihre Arbeit aufeinander abzustimmen und auf der Grundlage eines gemeinsam erarbeiteten Konzepts zusammen zu arbeiten. „Alle Strukturen, Institutionen und Mittel unserer Kirche sollen den Menschen helfen, zu glauben und ihren Glauben zu leben." Wir haben uns nach Kräften bemüht, diesen Auftrag des Erzbischofs, der im ganzen Erzbistum Hamburg verwirklicht werden soll, in unserem Bereich umzusetzen: In kleinen Kreisen und in größeren Ausschüssen, auf geistlichen Tagen und gemeinsamen Feiern, haben wir uns unserer verbindenden Mitte vergewissert, nämlich der Beziehung zu Jesus Christus, die uns in Taufe und Firmung geschenkt wurde und die uns Kirche sein lässt.

So unterschiedlich die einzelnen Gemeinden und ihre Mitglieder auch sind und bleiben, so zeigte sich doch immer mehr, dass sie zusammenfinden und eine Einheit bilden im Miteinander als Glaubende. Das Pastoralkonzept, das wir erarbeitet haben, gibt davon Zeugnis.

Zum Wesen der Kirche gehört, dass sie immer neu aufbrechen muss, denn sie ist das pilgernde Volk Gottes auf Erden. Sie findet sich in immer neuen und veränderten Zeiten und Umständen vor und verändert sich entsprechend.

Der Text unserer Festschrift geht dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit unserer Kirche in den letzten Jahrhunderten nach und zeigt, was Christsein im Miteinander und Zueinander über Generationen hinweg bedeutet, wie die Botschaft Christi im Denken und in der Lebenswelt erfasst und konkretisiert wurde.

Immer aber geht Kirche ihren Weg durch die Zeit unter der Anleitung des Heiligen Geistes. Deshalb müssen wir immer wieder fragen, welche Gaben, welche Charismen der Geist Gottes seiner Kirche und den Gläubigen gibt. Denn aus den Gaben, die die Kirche und die einzelnen Gläubigen empfangen haben, ergeben sich ihre Aufgaben, ergibt sich ihre Sendung für die jeweilige Zeit.

„Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist", haben wir oft miteinander gesungen. „Vertraut den neuen Wegen und wandert in die Zeit! Gott will, dass ihr ein Segen für seine Erde seid." Unsere Pfarrei, die nun aufbricht in die Zukunft, die Gott ihr schenkt, kann zuversichtlich sein. Gottes Segen wird sie immer begleiten. Und deshalb werden in ihrer Mitte selbstverständlich-fromme und verunsicherte, suchende und fragende Menschen Gott erfahren können – in Begegnungen von Mensch zu Mensch, in Gottesdiensten, im Einsatz für andere.

„Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt! Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land. Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit."

Ihr

Thomas Benner

Pfarrer Dr. Thomas Benner



Schmuckblatt zur 300jährigen Jubelfeier der katholischen Gemeinde zu Altona im Jahre 1894. Fotografie von Julius Bremer, Altona. Es zeigt in der Mitte die in ihren Bauformen fiktive erste Kapelle der Gemeinde zwischen den Kirchen St. Joseph (links) und St. Marien (rechts). Darunter zwei Ansichten von Altona vom Ende des 17. und Ende des 19. Jahrhunderts. Dazwischen eine Bildleiste mit Porträts von Papst Leo XIII., Bischof Bernard von Osnabrück und den an der Feier beteiligten Geistlichen.

1. Diaspora seit 1529

Am Abend des 2. Juli 1894 versammelten sich im „Konzerthaus Hamburg" der Gebrüder Ludwig am Millerntorplatz gut 4000 Gäste. „Meist Männer", wie ein Teilnehmer berichtet, „aber auch viele Damen, letztere vielfach in prächtigen Toiletten. Eine glanzvolle Gesellschaft in dem schönsten Saale der Stadt."[1]

An diesem Tag war es dreihundert Jahre her, dass Graf Adolf XIV. von Schauenburg den in seiner Grafschaft Pinneberg lebenden Katholiken die Erlaubnis erteilt hatte, in einem Altonaer Privathaus Gottesdienste zu feiern.

Im benachbarten Hamburg hatte der Rat im Jahr 1529 die lutherische Konfession als verbindlich für alle Bürger der Stadt festgeschrieben. Der Artikel 59 (Von den Zeremonien und dem Kirchendienst) des sogenannten „langen Rezesses" legte fest:

„Singen und predigen soll man in dieser Stadt und deren Gebiet nach den Artikeln, die der achtbare und hochgelehrte Herr Johann Bugenhagen, Doktor der Theologie, verfasst hat, und die vom Rat und den Bürgern angenommen worden sind. (...) Würde jemand diesem zuwider etwas anderes in dieser Stadt und ihrem Landgebiet annehmen, möge er der Höchste oder der Niedrigste sein, niemand ausgenommen, der soll in dieser Stadt und deren Landgebiet nicht geduldet werden. Er soll gerichtlich verfolgt werden und nach Gelegenheit der Tat bestraft werden."[2]

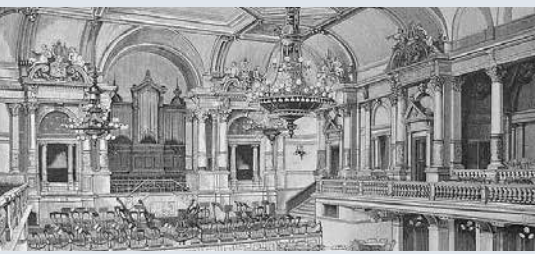
Die Schauenburger Grafen dagegen waren zunächst katholisch geblieben. Als allerdings 1554 Graf Otto IV. aus heiratspolitischen Gründen zum Protestantismus übertrat, galt dieser Wechsel nach dem Grundsatz „cuius regio, eius religio" auch für seine Untertanen. Religiöse Toleranz gehörte in diesen Zeiten nicht zu den verbreiteten Tugenden. Es bedurfte schon massiver ökonomischer Gründe, um den je-

weiligen Herrscher für Ausnahmeregelungen zu gewinnen. Im Falle Graf Adolfs XIV. war es dem wirtschaftlichen Einfluss des seit 1589 in Hamburg lebenden italienischen Kaufmanns Alessandro della Rocca zu verdanken, dass der Schauenburger zur Erteilung eines eingeschränkten Religionsprivilegiums bewegt werden konnte.[3] In den folgenden Jahren erwarb della Rocca mehrere Grundstücke an der Elbe und überschrieb sie der Altonaer Jesuitenmission, die darauf eine Kapelle für den katholischen Gottesdienst errichten ließ.[4]

300 Jahre später hatte sich August Grauert, seit 1885 Pfarrer der Gemeinde St. Joseph in Altona, dieses historischen Datums erinnert und beschlossen, ein deutlich sichtbares Zeichen für den Wiederaufstieg des Katholizismus in der norddeutschen Diaspora zu setzen. Zusammen mit dem katholischen Gesellenverein, dem Verein Constantia und dem St. Josephs-Männer-Verein zu Ottensen entstand ein Festkomitee, dem neben Grauert selbst die Kapläne Bernhard Stroetmann und Heinrich Knipper, Mitglieder des Kirchenvorstandes sowie weitere Vertreter der Gemeinde, insgesamt 18 Personen, angehörten. Am 14. Juni erschien in der Tagespresse eine Mitteilung, mit der man zu einem „Dankes- und Freudenfest“ anlässlich der 300-jährige(n) Wiederkehr des Tages, an welchem den Katholiken Altonas das Privilegium der freien Religionsausübung gegeben wurde“ aufrief.

Die Feierlichkeiten begannen mit einem sonntäglichen Festgottesdienst in der geschmückten St. Josephskirche und gipfelten am Abend des nächsten Tages in einer glanzvollen „Katholikenversammlung“, zu der auch „die Glaubensbrüder in der weiten Nordischen Mission“ geladen waren.

Das Festprogramm im reichlich geschmückten Konzerthaussaal umfasste neben musikalischen Darbietungen die Reden zweier Reichstagsabgeordneter der katholischen Zentrumspartei.



Außenansicht und Blick in den großen Saal des Konzerthauses Ludwig am Millerntorplatz. Zeichnung von Heinrich Risle, 1891.

Der Abgeordnete Eduard Fuchs, Vertreter des Ruhrgebietswahlkreises Arnsberg 5 (Bochum, Gelsenkirchen, Hattingen, Herne), richtete sein Hauptaugenmerk auf die Gefahren der erstarkenden Sozialdemokratie, deren im Erfurter Programm von 1891 formulierten Ziele die Gesellschaft „in den Abgrund kaum verlassener Barbarei“ zurückzuwerfen drohe.[5]

Ernst Lieber, Mitbegründer und seit 1893 Nachfolger Ludwig Windthorsts als Vorsitzender des Zentrums, schloss an die Worte Pfarrer Grauerts an, der auf die besondere Verbundenheit der Katholiken mit dem regierenden Herrscherhaus hingewiesen hatte. Auch er unterstrich seine Dankbarkeit dafür, „daß es uns vergönnt ist unter der Krone Preußens und dem Schirm des jugendlichen Hohenzollern-Adlers ein katholisches Friedensfest zu begehen.“[6] Daneben warb er für eine Überwindung der Konfessionsschranken, „um in der Erhaltung des Glaubens (...) alle höchsten Güter der heutigen Gesellschaft und unseres geliebten Vaterlandes gegen den Ansturm des Umsturzes zu vertheidigen.“ Das Protokoll vermerkt dazu „lang anhaltenden Beifall“.[7]

In ihren Reden versuchten die beiden Zentrumspolitiker einerseits die Arbeiterschaft von einer Abwanderung zur Sozialdemokratie abzubringen – bei den Reichstagswahlen 1893 hatte die SPD den Wahlkreis Altona und die drei Hamburger Wahlkreise gewonnen. Gleichzeitig unterstrich man in besonderer Weise – das Podium des Festsaals war mit Büsten von Kaiser und Papst geschmückt – die eigene patriotische Überzeugung, was nach den Jahren des Kulturkampfes, in denen besonders die Katholiken als unzuverlässige, weil angeblich von Rom abhängi-

ge Staatsbürger gegolten hatten (Ultramontane), verständlich war. Die Altonaer Gemeinde bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Auch im übrigen Reich argumentierte die katholische Kirche deutschnational und kaisertreu; die Sozialdemokratie galt hingegen als Hauptgefahr für den christlichen Glauben und den Bestand der herrschenden, gottgewollten Obrigkeit.[8]

Andererseits verwies die glanzvolle und öffentlichkeitswirksame Festlichkeit auf das wachsende Selbstbewusstsein einer nach Jahrhunderten der Diasporaexistenz wieder erstarkenden katholischen Gemeinde und den Versuch, die religiöse Isolation im vom Protestantismus geprägten Norddeutschland zu überwinden.

Bis dahin hatte der Diasporakatholizismus einen weiten Weg zurück gelegt. Nach dem Tod Adolfs von Schauenburg im Jahre 1601 kam die Altonaer Religionsfreiheit schnell wieder ins Wanken. Nicht nur, dass derartige Privilegien von der Person des jeweiligen Herrschers abhängig und damit zeitlich begrenzt waren, auch der Hamburger Senat sah es keineswegs gerne, dass seine katholisch gebliebenen Bürger bestehende Verbote dadurch umgingen, dass sie entweder ganz nach Altona übersiedelten oder zumindest dort den Gottesdienst besuchten. Der Rezess von 1603 drohte jedem Hamburger, „der die Messe in Altona besuche und durch solch böses Beispiel Ärgernis gebe", mit Ausweisung. Zudem waren die Gottesdienstbesucher auf ihrem Kirchweg immer wieder Belästigungen ausgesetzt, so dass sich der Pinneberger Drost über „lutherische Prädikanten" beschwerte, die den Pöbel zu Gewalttätigkeiten aufhetze.[9] Gewaltsam endete auch das Engagement der in Altona tätigen Jesuiten, die schon im Jahre 1612 erstmals ausgewiesen worden waren: 1623, inmitten des Dreißigjährigen Krieges, drangen dänische Soldaten während der Messe in die Kapelle ein, töteten mehrere der anwesenden Personen und verletzten 26 weitere.

Diesen Gefährdungen zum Trotz gehörte Altona auch nach Aussterben der Schauenburger Grafen und dem Übergang der Herrschaft Pinneberg an das Herzogtum Holstein im Jahre 1640 zu jenen Orten der norddeutschen Diaspora, denen die dänische Krone aus wirtschaftlichen Gründen religiöse Freizügigkeit gewährte. Zu den spöttisch „Ketzernester" genannten religiösen Freistätten gehörten Glückstadt (1616), Friedrichstadt (1620) und die Insel Nordstrand (1652), für deren Wiederaufbau nach der Sturmflut des Jahres 1634 katholische Deichbauer aus den Niederlanden gewonnen worden waren. Ansonsten galt im strikt protestantischen Dänemark das 1665 in Gesetzesform gebrachte „Königsgesetz", das dem jeweiligen Herrscher in § 6 die Macht zusprach, „alle Kirchen- und Gottesdienste zu bestimmen und anzuordnen, sowie Zusammenkünfte und Versammlungen in Religionssachen (...) zu gebieten und zu verbieten."[10]



Elbansicht von Altona um das Jahr 1676. „Hinter der Straße abgeplankte Gärten mit Gebäuden, unter denen besonders eins sehr stattlich und mit massiven, oben mit Fachwerk ausgeführten Türme geziert ist. Das könnte sehr wohl das Haus der ehemaligen Jesuiten-Mission gewesen sein." Richard Ehrenberg, Altona's topographische Entwicklung, Altona 1894.

Auf Initiative des in Altona wirkenden Jesuiten Heinrich Wernich und durch die Vermittlung des französischen Gesandten machte König Friedrich III. von Dänemark von diesem Recht Gebrauch und erließ am 16. Mai 1658 ein Edikt, wonach er

„Allergnädigst eingewilliget, daß die Jenigen so der Römischen Catholischen Religion zugethaen in Unserem Stättlein Altenah, ihr Religionsexercitium frey und ungehindert haen undt übenn mögen, jedoch dergestalt, daß solches in der stille ohne weitleuffigkeiten und ohne Haltung der bey denn Catholischen sonst üblichen processionen geschehe, maßen vergünstigen und zulaßen zum Ende, ein Hauß in berührtem Unserm Stättlein Altenah zu kauffen, zu heuren oder zu bawen." [11]



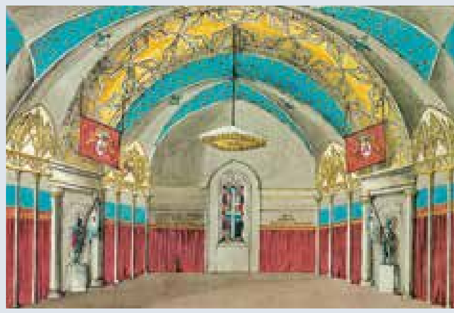
Fassade der St. Josephs-Kirche an der Großen Freiheit. Foto aus dem Jahre 1931.

Auf der Basis dieses Privilegiums erwarb Wernich zwei Jahre später ein Haus an der Großen Freiheit und ließ es zu einer Kapelle umbauen, die in den nächsten 50 Jahren der Gemeinde als Gotteshaus diente. Als im Jahre 1713 der schwedische General Steenbock Altona niederbrennen ließ, fiel auch das Gebäude an der Großen Freiheit den Flammen zum Opfer.

Fünf Jahre später hatte sich die Gemeinde von dieser Katastrophe so weit erholt, dass der Grundstein für einen Neubau gelegt werden konnte. 1721 fand der erste Gottesdienst in der noch nicht völlig fertig gestellten Kirche statt. Zwar fand die prunkvolle barocke Innenausstattung und vor allem die elegante Sandsteinfassade allgemeine Zustimmung und Bewunderung, ein geplanter, aus dem umgebenden Häusermeer hervorstechender Dachreiter, war aber nicht verwirklicht worden. Der dänische König hatte dieses Vorhaben bei einer Baubesichtigung „auf Betrieb der lutherischen Prädikanten Altona's, in Gnaden abgeschlagen." [12]

Während den Altonaer Katholiken nun erstmals ein großzügiges und in seiner äußeren Form ausgesprochen ansehnliches Gotteshaus zur Verfügung stand, war die Lage im benachbarten Hamburg weitaus weniger komfortabel. Zwar hatte der Rat 1631 den Gesandtschaften ausländischer Staaten aufgrund ihrer Exterritorialität die Erlaubnis zur Abhaltung von Gottesdiensten erteilt, die von den Katholiken bevorzugt genutzte Kapelle der kaiserlichen Gesandtschaft war allerdings 1719 „vom Pöbel" zerstört worden und ein Ersatz im Görtz-Palais am Neuen Wall stand erst ab 1722 wieder zur Verfügung.







Das Görtz-Palais am Neuen Wall. Sitz der kaiserlichen Gesandtschaft in Hamburg. Zeichnung von W. F. Wulff, um 1850.
Der große Saal im Görtz-Palais. Bis 1811 von der katholischen Gemeinde als Kapelle genutzt. Aquarell von W. Bombach, um 1828.
St. Ansgar (Kleiner Michel), seit 1811 Pfarrkirche der Hamburger Katholiken. Lithographie von Wilhelm Heuer, um 1870.

Die formale Rechtlosigkeit der Hamburger Katholiken, deren Anzahl sich 1773 auf ca. 1.200 – 1.500 Personen belief, war erst mit dem Duldungserlass des Rats von 1785 beendet, der „allen, welche sich zur römisch-katholischen Religion bekennen, eine freie und ungestörte Religionsübung verstattet." [13]

Bis zu diesem Zeitpunkt bildeten die Katholiken von Altona und Hamburg eine Doppelgemeinde mit gemeinsamen Einrichtungen, gemeinsamer Verwaltung und gemeinsamer Geistlichkeit. Von der religiösen Überzeugung abgesehen, war die Einigkeit der beiden Gemeindeteile allerdings nicht sonderlich ausgeprägt. Ein zeitgenössi-

scher Beobachter bemerkte dazu: „Altonaviensia: Unter dieser Rubrik kommen nichts als Zank, Uneinigkeit und Prozesse, die beide, Hamburger und Altonaer Gemeinde, schier von Anfang bis auf die Stund' untereinander geführt." [14] Man kann diese Selbstbezogenheit als Indiz dafür nehmen, dass sich die Katholiken in dieser Zeit keiner größeren Pressionen von außen mehr zu erwehren hatten und ihrer Religion relativ ungestört nachgehen konnten. Erst mit der Weihe des Hamburger „Kleinen Michel" zur römisch-katholischen St. Ansgar-Kirche im Jahre 1811 und der Bildung einer eigenständigen Gemeinde löste sich dieser Missionsverbund.

Im Gegensatz zu Hamburg, wo die Zahl der Katholiken durch vor der Revolution 1789 flüchtende Franzosen und nochmals in den Jahren der französischen Besatzung bis 1814 zeitweise auf gut 4000 Seelen angewachsen war, umfasste die katholische Gemeinde Altonas bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nie mehr als 500 Personen. Bei der Volkszählung des Jahres 1835 waren unter den 773.787 Einwohnern Schleswig-Holsteins 1408 katholisch, davon 444 in Altona.[15] Eine der Ursachen für die vergleichsweise geringe Anzahl von Katholiken war die in den dänischen Herzogtümern Schleswig (seit 1753) und Holstein (ab 1757) geltende „Mischehenverordnung", die konfessionsverschiedenen Paaren nach Erteilung der königlichen Erlaubnis zwar die Ehe gestattete, jedoch vorschrieb, dass Kinder ausschließlich evangelisch-lutherisch getauft und erzogen werden durften. Die 1848 nochmals erneuerte Verordnung führte zu einem tendenziellen Rückgang der Katholikenzahlen.

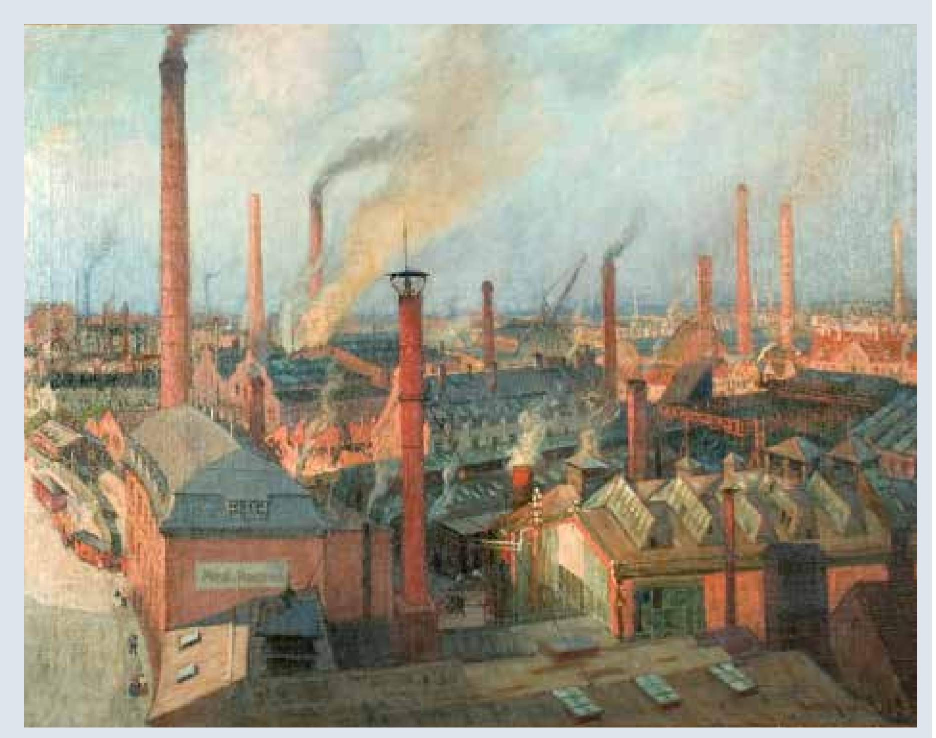
Dies änderte sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ab 1863 galt auch für Holstein, wenn auch mit Einschränkungen, das Gleichstellungsgesetz der Religionen. Im darauf folgenden Jahr begann der dänisch-deutsch-österreichische Krieg, der schließlich mit der Umwandlung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg in preußische Provinzen endete. Alle christlichen Konfessionen erhielten nun die in der preußischen Verfassung garantierten gleichen Rechte.

Es war aber weniger die Liberalisierung der rechtlichen Rahmenbedingungen, die in den folgenden Jahrzehnten zu einem spürbaren Anwachsen der katholischen Gemeinde Altonas führte – 1866 zählte man 800, 1882 bereits 3000 Mitglieder, sondern die Auswirkungen der Industrialisierung, die vor allem seit der Reichsgründung 1871 zu einem rasanten wirtschaftlichen Strukturwandel führte.

2. Aufschwung

Von der Eingliederung in das Königreich Preußen hatte Altona zunächst kaum Vorteile. Im Gegenteil: Mit dem benachbarten Industriestandort Ottensen war in den vergangenen Jahrzehnten ein starker Konkurrent entstanden, der nun zusätzlich davon profitierte, dass Altona mit Hamburg in zolltechnischer Hinsicht zusammengeschlossen worden war. Während die Hansestadt von dieser Situation profitierte, litt Altona nicht nur unter seinem Niedergang als Handelsstadt, sondern auch unter dem starken Wachstum der Bevölkerung. Viele in Ottensen beschäftigte Arbeiter und Angestellte zogen in die Nachbarstadt, da sie hier im Zollausland billigere Unterkünfte und bessere Lebensbedingungen vorfanden. Zwischen 1864 und 1885 wuchs die Zahl der Bewohner von 53.039 auf 104.717; im etwa gleichen Zeitraum stiegen die kommunalen Lasten, vor allem die Armenverwaltung, um fast 80 Prozent.

Unter diesen schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen wurde eine angemessene seelsorgerische Arbeit zur Herausforderung. Johannes Siewert, seit 1861 Pfarrer von St. Joseph, lehnte 1872 einen Wechsel in die Hamburger Gemeinde mit der Begründung ab, er habe in Altona seine physische und psychische Kraft verloren: „Nachdem ich nun elf Jahre in den moralischen Kloaken, wie sie hier sind, herumge-



Industriestadt Ottensen. Gemälde von Wilhelm Battermann zum 50jährigen Firmenjubiläum von Menck & Hembrock, 1918.

wühlt habe, ist eine solche Abkühlung entstanden, die ein freudiges und ersprießliches Wirken in neuen Kloaken gar nicht aufkommen läßt." [16]

Nach dem Beitritt Altonas zum Deutschen Zollverein im Jahre 1888 und der Eingemeindung von Ottensen und Neumühlen (1889) sowie Bahrenfeld, Othmarschen und Övelgönne (1890) besserte sich zwar die wirtschaftliche Gesamtsituation. Allerdings konnten die seelsorgerischen Aufgaben der durch Zuzug von Arbeiterfamilien aus dem Rheinland, aus Westfalen, Schlesien, Ostpreußen und den Provinzen Posen und Hannover ständig wachsenden katholischen Gemeinde nicht mehr von St. Joseph allein bewältigt werden. 1890 hatte Altona 143.249 Einwohner, davon 5.866 Katholiken.

Für das 1871 zur Stadt erhobene Ottensen galt dies in besonderer Weise. Noch 1840 hatte der Ort zusammen mit Neumühlen gerade einmal 2.400 Einwohner, die sich überwiegend von Ackerbau und Viehzucht sowie einem allmählich aufblühenden Handwerk ernährten. 1855 war deren Zahl auf 4.600 gestiegen und 20 Jahre später lebten hier 12.400 Bürgerinnen und Bürger. Ursache für diese Bevölkerungsexplosion war die in Ottensen zwischen 1850 und 1890 rapide wachsende Industrie. Zunächst waren es Glashütten, die sich hier ansiedelten, gefolgt von Textil- und Baumwollfabriken. Später kamen Betriebe der Fisch und Tabak verarbeitenden Industrie hinzu. Nach 1871 entwickelte sich Ottensen zum wichtigsten Standort der norddeutschen Metallindustrie.

Es liegt auf der Hand, dass der hohe Personalbedarf von der ortsansässigen Bevölkerung nicht annähernd gedeckt werden konnte. Die Firmen warben daher in Ländern innerhalb und außerhalb des Deutschen Reiches billige Arbeitskräfte an, die sich dauerhaft in Ottensen niederließen. Zwar weisen zeitgenössische Quellen darauf hin, dass gerade Ottensen schon im 19. Jahrhundert für das vergleichsweise harmonische Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster Herkunft bekannt war. Andererseits boten die dörflichen Strukturen keinerlei Voraussetzungen für die Aufnahme der ständig wachsenden Bevölkerung. Fehlende Bebauungspläne führten zu einer heute so romantisch anmutenden engen Vermischung von Arbeit und Wohnen mit den bekannten negativen Auswirkungen: Bei schlechten Arbeitsbedingungen und in finsteren, feuchten und überbelegten Wohnungen grassierte die Tuberkulose. Man holte sich die sprichwörtlichen „Motten". Nicht umsonst nahm die große Cholera-Epidemie des Jahres 1893 ihren Ausgang in einem Hinterhof der Ottensener Papenstraße. Vor diesem Hintergrund gewann die Sozialdemokratie zunehmend an Einfluss. 1890 konnte der Zigarrenarbeiter Hermann Molkenbuhr in Ottensen 78 Prozent der Wählerstimmen gewinnen. Im benachbarten Wilhelmsburg zog ein Textilunternehmen daraus den Schluss, dass sich der harte Arbeitsalltag besser ertragen ließe, „wenn auch gelegentlich für das geistige Wohl gesorgt würde." Nicht zuletzt sei „auch der Kirchenbesuch ein gutes Bollwerk gegen die Sozialdemokratie." [17]



August Grauert (1848–1913), von 1885 bis 1895 Pfarrer von St. Joseph.

3. St. Marien

August Grauert, seit 1873 Kaplan und ab 1885 Pfarrer von St. Joseph, beschreibt im Dezember 1888 die Situation der Katholiken aus seiner Sicht:

„In Ottensen (...) befinden sich unter 20.000 Einwohnern etwa 1.000 Katholiken. Es sind meist arme Arbeiter, und ihre Zahl hat in den letzten Monaten durch Zuzug ganz bedeutend zugenommen. Es ist aber weder eine katholische Kirche, noch Schule vorhanden, und sind die dort wohnenden Katholiken zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse auf Altona angewiesen. Von etwa 150 schulpflichtigen Kindern besucht nur ein kleiner Teil die katholische Schule in Altona, die meisten gehen in die protestantischen Schulen Ottensens. Die katholische Gemeinde in Altona hat sich nun so vergrößert, daß die vorhandenen 6 Schulklassen kaum mehr die eigenen Kinder fassen, und kann daher den Kindern aus Ottensen in Zukunft keine Aufnahme mehr gewähren. Und könnte sie es auch, dem Notstande der Katholiken in Ottensen wäre dadurch nicht abgeholfen, denn der weite und des großen Verkehrs wegen gefahrvolle Schulweg ist der Grund, weshalb die meisten katholischen Kinder die protestantischen Schulen in Ottensen besuchen. Sie sind fast sämtlich der katholischen Kirche verloren und mit ihnen die Eltern. – Dazu kommen noch die vielen jungen Fabrikarbeiter, die sich nach der rasch aufblühenden Industriestadt Ottensen hinziehen. Katholische Kirche und katholische Vereine fehlen, der Weg nach Altona ist zu weit – sie fallen der religiösen Gleichgiltigkeit und, was noch schlimmer, der Sozialdemokratie und dem sittlichen Verderben anheim. (...) Die Errichtung einer katholischen Missionsstation nebst Schule ist also, wenn irgendwo, dann in Ottensen, ein dringendes, nicht mehr aufzuschiebendes Bedürfnis.“ [18]

So erfreulich die Zunahme der Katholikenzahlen in der lange Zeit von Stagnation geprägten Diasporagemeinde auch gewesen sein mag, angesichts der überwiegend aus sozial schwachen Schichten stammenden Zuwanderer war die Pfarrei St. Joseph nicht in der Lage, die für den Aufbau einer neuen kirchlichen Einrichtung notwendigen finanziellen Mittel aufzubringen. Der als Provikar für die Nordischen Missionen zuständige Bischof von Osnabrück sah ebenfalls keine Unterstützungsmöglichkeiten und hatte noch im Herbst 1886 gebeten „von der Errichtung einer Missionsstation in Ottensen vorläufig (...) abzusehen.“ [19] Da jedoch „für die angegebenen Zwecke nicht ein anderes wohlfeileres Grundstück zu erhalten (war)“ erteilte der Bischof im Dezember 1888 die Erlaubnis zum Erwerb des im Besitz von Johann Peter Hörmann Bei der Reitbahn 4–7 befindlichen Bauernhofes durch den Kirchenvorstand von St. Joseph und stellte den Kaufpreis von 93.000 Mark in Form eines hypothekarisch gesicherten Darlehens zur Verfügung. Der für die Förderung der Missionstätigkeit 1849 in Paderborn gegründete Bonifatiusverein erklärte sich zur Übernahme der Zinsen in Höhe von 4 Prozent jährlich bereit.





Der Hörmann'sche Hof in Ottensen, Bei der Reitbahn, im Jahre 1878. In der Mitte das reetgedeckte Wohnhaus, das im hinteren Teil schon durch ein neueres Gebäude ergänzt ist. Rechts die mächtige Scheune des Anwesens.
Der gleiche Blick gut 30 Jahre später: Das Bauerhaus ist durch einen Neubau ersetzt worden – zunächst für Schulzwecke, dann für das Kinderheim St. Ansgar. Rechts die zur Kirche umgebaute Scheune, daneben das ursprüngliche Pfarrhaus.

Schon vier Monate nach Abschluss des Kaufvertrages im Januar 1889 nahm die Schule in einem sich an das reetgedeckte Bauernhaus anschließenden massiven Gebäude mit 30 Kindern, einem Lehrer und zwei Lehrerinnen ihre Tätigkeit auf.

Als nächster Schritt wurde zur Aufnahme der Schule das ehemalige Hörmann'sche Wohnhaus abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Die ehemaligen Klassenräume bezog das ursprünglich an der „Großen Freiheit" gelegene Kinderheim St. Ansgar-Stift.

Schwieriger gestaltete sich die Schaffung geeigneter Räumlichkeiten zur Abhaltung des Gottesdienstes. Zunächst hatte Bischof Bernard gestattet „in einem passend gelegenen, anständigen und geziemend ausgestatteten Lokal des gegenwärtig zu Schulzwecken dienenden Gebäulichkeiten zu Ottensen wöchentlich ein oder anderes Mal auf einem altare portabile eine stille hl. Messe zu celebrieren." [20] Am 24. Mai 1889 kamen hier erstmals Gläubige zum Gottesdienst zusammen. Für die Feier der sonntäglichen Messfeier war das „Not-Kapellchen" allerdings völlig ungeeignet – die katholischen Ottenser, deren Zahl sich in diesem Zeitraum auf ca. 1.500 Personen belief, waren weiterhin auf St. Joseph angewiesen.

Der Umbau der Hörmann'schen Scheune musste daher dringend in Angriff genommen werden. Allerdings hatte Bischof Bernard schon im Vorwege darauf hingewiesen, dass er „zu den nicht unerheblichen Kosten einen Beitrag meinerseits nicht in Aussicht stellen (könne)". [21] Die Gemeinde St. Joseph rief daher ein „Comité" zur Aufbringung des benötigten Baukapitals von 27.000 M. ins Leben, das in den folgenden Jahren für die Einwerbung von Spenden verantwortlich zeichnete.

Bei der äußeren und inneren Ausgestaltung des Gotteshauses gedachte man in Osnabrück aber durchaus ein Wort mitzureden. Erste Entwurfszeichnungen des beauftragten Hamburger Architekten Eduard Brettschneider zeigen die mit einfachsten Mitteln zur Kirche umgebaute



Chor des katholischen Gesellenvereins zu Altona. In der Mitte Kaplan Wilhelm Smits, der erste für St. Marien zuständige Geistliche.

Scheune: Verstärkende Strebepfeiler an den Längswänden mit dazwischen liegenden Rundbogenfenstern, Anbau einer Apsis, Teilung des Innenraums durch Säulen in Haupt- und Nebenschiffe. Auf besonders wenig Beifall stieß bei Bischof Bernard die fast völlig unveränderte Vorderfront sowie der bescheidene Dachreiter, der wohl noch allzu sehr an die religiös bedingten Baubeschränkungen der dänischen Zeit erinnerte. Jedenfalls wurde die Fassade des im Sommer 1890 genehmigten zweiten Entwurfes von einem markanten Turm in neoromanischen Bauformen dominiert und der Eingangsbereich stärker hervorgehoben; die Seitenschiffe erhielten einen vorgeblendeten Rundbogenfries. Nach Einschätzung von Bischof Bernard machte „die Giebelseite der Kirche zu Ottensen" nun „einen die Aufmerksamkeit fesselnden, anregenden Eindruck (...), die den Gedanken an die frühere Scheune nicht mehr aufkommen lassen." [22]

Nach Abschluss der Bauarbeiten im Frühjahr weihte August Grauert, Pfarrer von St. Joseph, am 6. April 1891 die Kirche in einem feierlichen Hochamt auf den Namen der Jungfrau Maria und des Martyrers Bonifatius. „Mit einem Te Deum schloss die Feier. Der Gesangverein des Gesellenvereins in Altona verherrlichte die Feier durch den Vortrag einer 3-stimmigen Messe. Beim Hochamt war die Kirche überfüllt von Andächtigen." [23]

Das Wiedererstarken des Katholizismus in der norddeutschen Diaspora blieb in der protestantisch geprägten Umwelt nicht unbemerkt. So war in der Ausgabe vom 7. Juni 1891 des Schleswig-Holsteinischen Sonntagsboten zu lesen:

„Vor einigen Wochen eine neue katholische Kirche in Ottensen, dann in Lübeck, und einige Tage später feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart eines Bischofs in (...) Kiel – wieder zu einer neuen katholischen Kirche. Schleswig-Holstein mach deine Augen auf! Wahre das Licht der Reformation! Wahre treu, was schwer errungen, deinen lutherischen Glauben, das Licht der Reformation. Sollen wir noch mehr vom römischen Wesen ins Land bekommen? Sollen über kurz oder lang gar Mönchskutten bei uns herumschleichen?" [24]

Diese Aussage repräsentiert sicher nicht die Meinung der Bevölkerungsmehrheit, vor allem nicht in Altona, wo man seit jeher mit religiösen Minderheiten zu leben gewohnt war. Gleichwohl neigte die Diasporagemeinde wie auch in Hamburg zu einer gewissen Abgrenzung von der übrigen Einwohnerschaft. Ein Indiz hierfür sind die zahlreichen katholischen Vereine, die schon bald nach Errichtung der Missionsstation entstanden und in denen ein großer Teil der Gemeinde organisiert war. Der Gesellenverein, der Elisabeth-Verein, die Marianische Jungfrauen-Kongregation, der Vinzenz-Verein u. a. m. boten die „katholische Heimat" für eine Religionsgemeinschaft, die im Jahre 1895 mit 5,2 Prozent an der Gesamteinwohnerschaft Altonas eine Randgruppe bildete. In beruflicher Hinsicht unterschied man sich von den evangelischen Christen nur geringfügig. Etwa 59 Prozent waren Arbeiter und Gehilfen, 21 Prozent Selbstständige und 20 Prozent Beamte.

Für Ottensen kommt Hermann Schütte, der seit 1902 für St. Marien zuständige Kaplan der Muttergemeinde St. Joseph in seinen „Statistische(n) Notizen aus dem Gemeindeleben" auf einen Arbeiteranteil von 53 Prozent, wobei hier die Zigarrenmacher und die Metallarbeiter dominieren, während die Selbstständigen (31 Prozent) gegenüber den Beamten (16 Prozent) im Vergleich zum Altonaer Durchschnitt stärker

repräsentiert sind. Von besonderer Bedeutung für die aufblühenden Gemeinden waren die Schulen, deren Einrichtung oftmals Vorrang vor dem Bau der Kirche hatte. Seit dem Mai 1889 in Betrieb, hatte die Schule von St. Marien schnell einen solchen Zulauf zu verzeichnen, dass man sich 1901 zur Errichtung des noch heute bestehenden Gebäudes entschloss. Wegen des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes musste die Trägerschaft zwar 1908 an die Stadt Altona übergeben werden, die Schule blieb jedoch bis in die Gegenwart ein integraler Bestandteil des Gemeindelebens.

Seit der Weihe der Kirche hatte St. Marien formal den Rang einer von der Muttergemeinde abhängigen Missionsstation. Die Seelsorge in Ottensen übernahmen nacheinander die Kapläne Wilhelm Smits, Bernhard Stroetmann, Bernhard Kampker und Hermann Schütte.

1906 hatte das zuständige Bistum Osnabrück die Grenzen der Pfarrei St. Joseph den Bedürfnissen der wachsenden Stadt Altona angepasst und die 1890 eingemeindeten Ortschaften Ottensen, Bahrenfeld, Othmarschen und Övelgönne einbezogen. Dazu kamen etliche Gemeinden des Kreises Pinneberg wie Klein- und Groß-Flottbek, Nienstedten, Osdorf, Blankenese, Schenefeld, Lurup, Eidelstedt, Niendorf, Schnelsen, Lokstedt, Stellingen und Quickborn. [25] Insgesamt ein riesiges Einzugsgebiet, für dessen Betreuung St. Joseph schon wegen der langen Anfahrtswege auf Dauer personell nicht in der Lage war.

Der mit Kirche, Schule und Kinderheim in seinen Strukturen gefestigten Gemeinde St. Marien fiel daher in den folgenden Jahren die Zuständigkeit für die im Westen neu hinzu gekommenen Ortsteile mit ihrer wachsenden Bevölkerung zu.

Ein erster Schritt in diese Richtung war 1909 die Ernennung von Kaplan Hermann Schütte zum Pastor von St. Marien. Vier Jahre später wurden die Zugehörigkeiten festgelegt: Neben Ottensen gehörten nun Bahrenfeld, Othmarschen, Klein- und Groß-Flottbek, Hochkamp, Nienstedten,

Dockenhuden, Blankenese, Osdorf, Lurup und Schenefeld zur neuen Missionspfarre Ottensen, die 1920 die Bestätigung als „Quasi-Parochie", der in der Missionskirchenverfassung üblichen Vorstufe zur eigenständigen Pfarrei, erhielt. 1922 erfolgte schließlich der letzte Schritt. Dr. Wilhelm Berning, seit 1914 Bischof von Osnabrück, verordnete mit Wirkung zum 1. Oktober 1922, dass „von der Pfarre ad St. Joseph in Altona (...) der bisher von den an der St. Marien-Kirche zu Ottensen angestellten Geistlichen pastorierte Teil abgetrennt und zu einer neuen Pfarre mit dem Wohnsitze des Pfarrers in Altona-Ottensen erhoben (wird)." [26]

Erster Pfarrer wurde der nach Stationen in Meppen, Stadthagen und Itzehoe seit 1919 als Pastor in St. Marien tätige Paul Jansen, der in den kommenden 30 Jahren die Gemeinde St. Marien wesentlich prägen sollte.

4. Maria Grün und St. Paulus-Augustinus

Jansen hatte bei seinem Amtsantritt im Jahre 1919 die Pläne für einen Neubau des Kirchengebäudes von St. Marien vorgefunden. Zwar war vor allem die Innenausstattung immer weiter verbessert worden – u. a. hatte man eine neue Orgel gekauft (1897), Seitenaltäre eingeweiht (1909) und das Kirchenschiff mit elektrischer Beleuchtung versehen (1909) –, bei der zunehmenden Zahl von Gläubigen war das Fassungsvermögen mit 400 Plätzen jedoch begrenzt. Zudem hatte das Gebäude mit der Erinnerung an die ursprüngliche Scheune den Ruch eines Provisoriums, das dem Selbstbewusstsein vieler Gemeindemitglieder nicht mehr entsprach.

Ein im Jahre 1907 vom Architektenbüro Gebr. Langenberg in Kassel vorgelegter Entwurf behielt die romanischen Formen und das ursprüngliche Mittelschiff bei, fügte jedoch einen mächtigen Hauptturm sowie ein Querhaus hinzu, so dass der Neubau nunmehr Platz für 630 Gläubige bot. Wohl aufgrund der Kosten in Höhe von gut 100.000 M. wurde der Plan nicht verwirklicht; zur Ausführung kam lediglich 1913/1914 der Bau des Pfarrhauses.

Noch während des Krieges nahm man den Gedanken an einen Kirchenneubau wieder auf, bildete einen Kirchenbauverein und beauftragte, ermutigt durch eine Großspende in Höhe von 50.000 M., den Frankfurter Architekten Hans Rummel, der Zeichnungen für eine weitschiffige Basilika mit Anklängen an den Darmstädter Jugendstil einreichte. Der 1922 einsetzende Verfall der Währung ließ die Baugelder jedoch dahinschmelzen, so dass ein Bericht aus dem Jahre beklagt:

„Alle vorhandenen Kapitalien sind infolge der Inflation in nichts zerronnen, darunter auch die Kapitalien für die gestifteten Messen und der Baufonds für eine neue Kirche, die schon seit vielen, vielen Jahren geplant ist, da das gegenwärtige Gotteshaus (ehemalige Scheune) kaum ausreicht, um die Gläubigen zu fassen (...)". [27]

Mit dem neuen Pfarrer von St. Marien, Paul Jansen, setzte im Hinblick auf die Neubaupläne ein Umdenken ein. Zwar sorgte Jansen in späteren Jahren dafür, dass seine Kirche eine Ausstattung mit bunten Glasfenstern und üppigen Goldmosaiken erhielt, sein „klarer, unbestechlicher Sinn für die Realitäten des Lebens", ließ ihn aber zu der Überzeugung kommen, dass „der seelischen Wohlfahrt der Gläubigen in den Diasporagroßstädten (...) eher eine größere Zahl kleiner Kirchen, als wenige große (dienlich ist)." [28]

Entsprechend kam der Kirchenvorstand in seiner Sitzung vom 15. Juni 1928 zu der Überzeugung,

„daß der Neubau einer Kirche in Ottensen nicht verwirklicht werden kann, weil ein solcher Bau den Etat in solcher Weise belasten würde, daß (...) z. B. an den Bau von Kapellen an den Randgebieten der Pfarrei nicht gedacht werden kann. Das wäre in seelsorglicher Beziehung ein nicht wiedergutzumachender Mißgriff.“ [29]

Hintergrund dieses Perspektivwechsels war die Notwendigkeit der Einrichtung von Missionsstationen in den Vororten Othmarschen und Blankenese.

Die westlichen Vororte Altonas hatten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen tiefgreifenden Strukturwandel erlebt. Aus weitgehend agrarisch geprägten Dörfern wurden entweder – wie in Ottensen – Industriestandorte, oder Wohn- und Ausflugsgebiete, wie in Blankenese. Der Elbvorort erlebte zwar noch um die Mitte des Jahrhunderts den Höhepunkt seiner Frachtschifffahrt, die an Tonnage die Reedereien Altonas übertraf, mit dem Siegeszug der Dampfschiffe war diese Zeit jedoch vorbei. Nach Anschluss an das Eisenbahnnetz im Jahre 1867 gewann Blankenese allerdings als Wohnort für Hamburger und Altonaer Bürger und Großkaufleute an Bedeutung. Wie auch im benachbarten Groß-Flottbek und Bahrenfeld entstanden auf ehemaligem Bauernland stattliche Villenkolonien. Entsprechend wuchs die Einwohnerzahl von 3.000 im Jahre 1859 auf über 10.000 im Jahre 1919.

Parallel dazu bildete sich ein Netz protestantischer Gemeinden mit Kirchenneubauten als Mittelpunkt: Die Marktkirche in Blankenese (1895/96), die Kreuzkirche in Ottensen (1898), die Christuskirche in Othmarschen (1900) und die Lutherkirche in Bahrenfeld (1909). Die kleine Zahl der Katholiken, Anfang der 1920er Jahre waren es in Blankenese und den unmittelbar benachbarten Ortschaften ca. 500, war hingegen auf das 12 Kilometer entfernte St. Marien in Ottensen angewiesen. Mit Unterstützung von Pfarrer Jansen entstand daher im Mai 1922 unter der Leitung des Kirchenvorstandsmitgliedes Karl Lemberg der Katholische Kirchbauverein Blankenese „zum Zwecke der Sammlung von Mitteln für die Einrichtung katholischen Gottesdienstes und letzten Endes die Erbauung einer katholischen Kirche in Blankenese.“ [30]

Als Ort für die ab dem 3. September 1922 sonntäglich stattfindenden Gottesdienste diente vorläufig die Aula des Blankeneser Realgymnasiums. [31] Der Zuspruch war unerwartet gut. Statt der erwarteten 30 kamen durchschnittlich 80 – 100 Gläubige zu den von der Ottensener Geistlichkeit gehaltenen Messen. Da ein Umbau des Gymnasiums bevorstand, war die Dauer dieses Provisoriums allerdings begrenzt. Zudem verfügte St. Marien nicht über ausreichende Mittel zum Ankauf geeigneter Grundstücke und Baulichkeiten. Hilfe kam vom Bischöflichen Stuhl in Osnabrück, der schon längere Zeit nach einem Exerzitienhaus in der Nähe Hamburgs gesucht hatte. Am 17. Februar 1925 erwarb man aus dem Besitz des Kommerzienrates Dr. Georg Wriedt eine geräumige Landhausvilla an der Schenefelder Landstraße. Durch Umbau von Speisesaal, Salon, Musikzimmer und Veranda entstand eine Kapelle, die zwei Monate später dem Heiligen Geist geweiht wurde. Gleichzeitig übernahm Friedrich Börsting als Pastor die neue Missionsstation. Die übrigen Räume des Gebäudes dienten unter dem Namen „Paulushaus“ dem Bistum für Exerzitienzwecke und wurden von Thuiner Franziskanerinnen betreut.



Werbeanzeige für das Exerzitienhaus St. Paulus in Blankenese, Mitte der 1930er Jahre.

Eine besondere Rolle bei dem Erwerb von Gebäude und Liegenschaft hatte die Unterstützung durch den Fabrikanten August Neuerburg gespielt. Die Familie Neuerburg betrieb seit 1908 erfolgreich die Produktion von Zigaretten und expandierte in den zwanziger Jahren auch in den norddeutschen Raum, wo in Hamburg eine Rohtabakzentrale und in Wandsbek ein Zweigwerk entstanden.

Pfarrer Jansen hatte in einem Brief an Bischof Berning darauf hingewiesen, dass „auch von den eingesessenen Katholiken in Blankenese eine nennenswerte Hilfe zu erlangen (ist). Insbesondere interessiert sich ein Herr Neuerburg aus Trier, der sich mit seiner Familie an der Elbchaussee angekauft hat, gar sehr für unsere Pläne und wird uns tatkräftig helfen." [32] Der Unternehmer führte in der Folge nicht nur die Kaufverhandlungen, sondern vermittelte auch den zur Finanzierung des Grundstücksgeschäfts notwendigen Kredit in Höhe von 110.000,– an den Bischöflichen Stuhl in Osnabrück.

Mit der Einrichtung der Kapelle im Paulushaus waren die ersten Schritte zur Verselbstständigung der Gemeinde Blankenese getan. Ein entsprechender Antrag war im Jahre 1923 erfolgt, und am 12. November 1925 legte Bischof Wilhelm Berning die Grenzen des neuen Seelsorgebezirks fest, zu dem künftig die Gemeinden Blankenese, Schenefeld mit dem Gutsbezirk Friedrichshulde, Osdorf, Nienstedten und Sülldorf gehörten.

Angesichts steigender Zahlen von Gottesdienstbesuchern, durchschnittlich nahmen 150-200 Gläubige an den beiden Sonntagsmessen im Paulushaus teil, erschien der Bau einer eigenen Kirche immer dringlicher. Auf Antrag von Pfarrer Jansen beschloss daher der Kirchenvorstand von St. Marien Anfang 1928, einen 1.800 qm großenTeil des bischöflichen Grundstücks als Bauland für den Neubau eines Gotteshauses zu erwerben. Gleichzeitig begann man mit den Verhandlungen zur Abpfarrung der Missionsgemeinde Blankenese, die sich wegen offener kirchensteuerlicher Fragen recht schwierig gestalteten. Schließlich bestimmte der Bischof von Osnabrück mit Wirkung vom 1. April 1928 die Errichtung einer eigenständigen Missionspfarrgemeinde, deren Name nun „Altona-Blankenese" lautete, denn der ursprünglich eigenständige Elbvorort war zum 1. Juli 1927 neben Stellingen-Langenfelde, Eidelstedt, Lurup, Osdorf, Groß- und Klein-Flottbek, Nienstedten, Rissen und Sülldorf nach „Groß-Altona" eingemeindet worden. Die Grenzen der Gemeinde entsprachen denjenigen des 1925 eingerichteten Missionsbezirks.



Ansicht von Maria Grün im Jahre 1931; rechts das Paulushaus.



Weihe von Maria Grün am 7. September 1930. Von rechts: Hinter den Messdienern Bernhard Wintermann (mit Chormantel), Pastor von St. Marien (St. Georg). Danach paarweise Johannes Haber, Pastor von Wedel und August Niederschäfer, Kaplan von Herz Jesu in Hamburg-Hamm sowie Paul Jansen, Pfarrer von St. Marien (Altona) und Friedrich Börsting, Pastor von Maria Grün. Den Trägern von Mitra und Stab folgend: Bischof Wilhelm Berning.

Auf seiner Sitzung vom 30. Januar 1928 hatte der Kirchenvorstand von St. Marien nicht nur den Beschluss zum Ankauf eines Kirchengrundstücks in Blankenese gefasst, sondern auch den Erwerb von geeigneten Flächen „für die Bedürfnisse von Steenkamp, Lurup, Bahrenfeld, Othmarschen, Gr. und Kl.-Flottbek" beschlossen, denn in diesen Ortsteilen war (...) die Zahl der Katholiken, besonders durch die städtischen Siedlungen, so gewachsen, daß aus seelsorgerischen Gründen der Bau einer Kapelle notwendig (schien)." [33]

Die genannten Siedlungsprojekte bildeten Teil der Planungen für ein „Neues Altona", mit dem man die schwierigen Wohnverhältnisse in der Innenstadt durch kommunale Wohnungsbauvorhaben zu verbessern suchte. In diesem Zeitraum entstanden – ähnlich wie in Blankenese – durch die gute verkehrstechnische Anbindung rund um den Bahnhof und entlang der Elbchaussee großzügige Villenanlagen, die sich mit den Resten der bäuerlichen Ansiedlungen in malerischer Weise vermischten: „Parks mit großen stillen Häusern hinter mächtigen Büschen von Rhodo-

dendron und Azaleen, Kuhweiden, Alleen, Besitzungen von fürstlichem Ausmaß. Im Kern das alte Othmarschen (...)", so der Altonaer Bausenator Gustav Oelsner 1924 in der Vossischen Zeitung.

Oelsner zeichnete verantwortlich für den 1926 abgeschlossenen dritten Bauabschnitt der Steenkampsiedlung in Bahrenfeld, die Kriegsheimkehrern und Familien mit geringem Einkommen ein Wohnen im Grünen ermöglichen sollte. Die zu beiden Seiten der Ebertallee gelegenen Ein- und Mehrfamilienhäuser boten nach ihrer Fertigstellung ca. 4.000 Menschen ein Zuhause.

Inmitten dieser neuen Siedlung erwarb St. Marien am 30. Januar 1928 ein Grundstück an der Ebertallee 23, das nun möglichst schnell mit einem Gotteshaus bebaut werden sollte. Gegenüber Bischof Berning betonte der Kirchenvorstand die besondere Eilbedürftigkeit des Vorhabens:

„Wenn die Katholiken des neuen Kapellenbezirks auch z. T. Straßenbahngelegenheit haben, so bedeutet das Fahrgeld doch namentlich für die Arbeiterfamilien im Jahre eine erhebliche Ausgabe. Da in der dortigen Gegend noch ein weiterer Zuwachs von Katholiken zu erwarten ist, so hält der Kirchenvorstand es für gut, die Kapelle schon jetzt zu bauen, ehe die dort sich ansiedelnden Katholiken der Kirche entfremdet werden." [34]

Nach Eingang der bischöflichen Genehmigung trat eine Gutachterkommission unter Leitung von Pfarrer Paul Jansen zusammen, die in der Sitzung vom 29. November 1929 die eingegangenen Entwürfe begutachtete. Man entschied sich für den Vorschlag des Architekten Johannes Kamps, der sich mit den Bauten von St. Franziskus in Barmbek (1926/1927) und St. Paulus in Hamburg-Billstedt (1928/1929) bereits einen Namen als Kirchenbaumeister gemacht hatte:

„Der Entwurf zeichnet sich aus im Äußern durch eine einfache, geschmackvolle Linienführung u. betont im Innern den christozentrischen Charakter, so daß die Blickführung der Gläubigen auf den Altar geht. Besonderer Wert ist auf die Ausführung des Chores gelegt." [35]

Wichtig für die einstimmige Entscheidung zugunsten des Entwurfes von Kamps war u. a. dessen Zusicherung, „daß die Ausführung des Baus den Kostenanschlag von 50.000 M nicht überschreiten wird." [36] Denn auf diese Weise galt das Projekt als ein „Sparbau" und deshalb aus Sicht des Bonifatiusvereins, der sich gegen jedwede Förderung von „Überfluß- und Luxusbauten" ausgesprochen hatte, als förderungswürdig. Mit Schreiben vom 9. Januar 1930 genehmigte auch der Bischöfliche Stuhl die von Kamps vorgelegten Pläne.

Insgesamt beliefen sich die Kosten des Projekts auf 100.000 RM, wovon 26.000 RM auf das Grundstück , 55.000 RM auf den Bau, 10.000 RM auf die Inneneinrichtung und 9.000 RM auf das Architektenhonorar entfielen, die durch Spenden der Gemeinde, Zuschüsse des Bonifatiusvereins und durch eine Hypothek auf das Grundstück der Gemeinde St. Marien, Bei der Reitbahn, aufgebracht wurden.

Während also das Othmarscher Neubauprojekt mit den üblichen Finanzierungsschwierigkeiten zu kämpfen hatte, waren die Sparzwänge im benachbarten Blankenese weniger ausgeprägt. Mit dem Zigarettenfabrikanten August Neuerburg, der 1928 in den ersten Kirchenvorstand der Gemeinde gewählt worden war, besaß man nicht nur einen vermögenden, sondern auch kunstsinnigen Unterstützer. Neuerburg, der u. a. als bedeutender Sammler von Rubens-Gemälden galt, hatte 1926 Fritz Höger mit dem Neubau eines Zweigwerkes in Wandsbek beauftragt und verfügte damit über gute Kontakte zur zeitgenössischen Architekturszene.

Der Jury des Anfang 1929 ausgeschriebenen Wettbewerbs zum Bau einer neuen Kirche gehörte daher neben Pastor Börsting, dem Kunsthistoriker August Hoff und Neuerburg selbst, der bekannte Architekt





Zur Hl. Consecration
der beiden neu erbauten
Römisch-katholischen Kirchen
durch Seine Bischöflichen
Gnaden den Hochwürdigsten
Herrn Dr. Wilhelm Berning
Bischof zu Osnabrück.

1.)
In Blankenese (Alt-Blankenese)
am Sonntag, den 7. September
1930! Dortselbst Schenefelder-
landstraße 3 (Wried's Park)
Name der neuen Kirche:
„Maria Grün!"

2.)
In Gross Flottbeck - Othmar-
schen (mit der Vorortsbahn bis
Gross Flottbeck-Othmarschen)
Sonntag den 21. September 1930!
Dortselbst Ebertallee Nr. 9
Schutzpatron des neuen Gotteshauses:
„St. Paulus!"
Beginn der Feierlichkeiten in bei-
den Fällen, (bei jeder Witterung)
Vormittag Punkt 6½ Uhr
Ende gegen 1 Uhr.
Diese erklärende Broschüre nicht
vergessen mitzunehmen!

Links: Grundsteinlegung von St. Paulus-Augustinus am 4. Mai 1930; von rechts: Heinrich Hartong, Pfarrer von St. Joseph; Paul Jansen, Pfarrer von St. Marien; Joseph Brüggen, Kaplan an St. Marien.
Mitte: Ansicht von St. Paulus-Augustinus im Jahre 1931.
Rechts: Ankündigung der Weihe von Maria Grün und St. Paulus-Augustinus.

Peter Behrens an, der sich als „Altonas grosser Sohn" „liebenswürdigerweise zur Verfügung" gestellt hatte. [37]

Die Ausschreibung forderte ein Gebäude mit 180 Sitz- und ebensovielen Stehplätzen, eine Empore und eine Sakristei, ließ dem Architekten aber in gestalterischer Hinsicht einige Freiheiten:

„Ein bestimmter Stil wird nicht verlangt. Doch wird größter Wert gelegt auf einen würdigen (…) warm und lieblich sakralen Ausdruck des Inneren und Aeusseren, auf Einfühlung in die kulturelle und landschaftliche Eigenart der Elbgemeinden (…). Das Kirchlein soll den Namen >Maria Grün< erhalten, und, ohne die christozentrische Idee zu schmälern, der hl. Jungfrau-Mutter (mater amabilia) geweiht sein. Ob Putz oder Klinker, bleibt dem Ermessen des Baukünstlers überlassen. Als Bausumme stehen 90.000 RM zur Verfügung für den schlüsselfertigen Bau." [38]

Den Zuschlag erhielt der Architekt Clemens Holzmeister mit seinem Entwurf für einen Rundbau, den Peter Behrens als „kunstgeschichtlichen Markstein" im neuzeitlichen Sakralbau qualifizierte.

Am 27. Oktober 1929 legte man den Grundstein für Maria Grün, am 4. Mai 1930 für St. Paulus-Augustinus, wobei die Bauarbeiten an der Ebertallee so schnell voran gingen, dass Bischof Berning beide Kirchen im September 1930 kurz hintereinander weihen konnte.

Beim Vergleich der beiden etwa zeitgleich abgeschlossenen Kirchenbauten von Maria Grün und St. Paulus-Augustinus lassen sich Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede erkennen. Beide Bauten fühlen sich mit ihrer Konzentration auf den Altarraum explizit der von Johannes van Acken 1922 formulierten „Christozentrischen Kirchenbaukunst" und damit der liturgischen Reformbewegung verpflichtet. [39] Auch die Verwendung des Materials Backstein verbindet beide Gebäude, die sich jedoch in ihrer Formgebung diametral unterscheiden. Während Kamps betont nüchterne Gestaltungselemente des „Neuen Bauens" verwendet, erscheint die Architektur Holzmeisters mit seiner Betonung des Runden konservativer, wenn auch origineller. Auf der anderen Seite waren den architektonischen Möglichkeiten im Falle von St. Paulus-Augustinus deutliche finanzielle Grenzen gesetzt. Im Vergleich zu dem Othmarscher „Sparmodell" stand für Maria Grün ein fast doppelt so hohes Baubudget zur Verfügung.

5. Neuordnung der Missionsgebiete

In einer Ankündigung der Grundsteinlegung von Maria Grün im Oktober 1929 kündigte der Verfasser des Artikels an, dass man in der Vorhalle der Kirche eine Gedenktafel anbringen wolle, um auf die drei großen Ereignisse dieses Jahres hinzuweisen. Neben den Lateranverträgen, in denen das Italien Mussolinis die römisch-katholische Kirche zur Staatsreligion erklärte und die Souveränität des Vatikanstaates anerkannte, und

dem 50-jährigen Priesterjubiläum von Papst Pius XI., sollte vor allem an das zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Freistaat Preußen geschlossene Abkommen, das sogenannte Preußenkonkordat, erinnert werden. Der Artikel unterstreicht:

„Nachdem im Konkordat die für uns nordische Katholiken so ehrenvolle Anerkennung ausgesprochen ist, dass wir nicht mehr ‚Missionsland', sondern ‚katholisches Stammland', ‚Diözese' zu sein, würdig sind, scheint es geziemend, diesen kirchengeschichtlich bedeutungsvollen Abschnitt in Maria Grün in Blankenese, dem vielleicht landschaftlich schönsten Punkt der bisherigen Nordischen Missionen, dokumentarisch festzuhalten." [40]

In der Tat garantierte der vom preußischen Staatsministerium unter Ministerpräsident Otto Braun und Eugenio Pacelli, dem päpstlichen Nuntius in Berlin, ausgehandelte Vertrag nicht nur den gesetzlichen Schutz für die Ausübung der katholischen Religion (Artikel 1), sondern traf auch hinsichtlich der Organisation der innerhalb des preußischen Staatsgebietes liegenden Diözesen wichtige Regelungen. So wurde u.a. in Artikel 2, Punkt 3, festgelegt: „Dem Bistum Osnabrück werden die bisher von seinem Bischof verwalteten Missionsgebiete einverleibt." [41]

Hinsichtlich der übergeordneten Kirchenorganisation war nach der Reformation durch den Untergang der alten Bistümer wie Hamburg, Bremen, Lübeck, Ratzeburg und Schwerin in Norddeutschland ein Vakuum entstanden. Um die Versorgung der wenigen verbliebenen Katholiken sicherzustellen, entstanden 1622 zunächst die „Nordischen Missionen", die direkt Rom unterstanden und Norddeutschland sowie Skandinavien umfassten.

Die wieder ansteigenden Katholikenzahlen führten 1667 zur Gründung des „Apostolischen Vikariats des Nordens", einer bistumsähnlichen Gebietskörperschaft aus dem nach mehrfachen Neugruppierungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts das zunächst von den Paderborner Bischöfen verwaltete „Apostolische Vikariat der Nordischen Missionen Dänemarks und Norddeutschlands" gebildet wurde. Im Jahre 1841 übernahmen die Bischöfe von Osnabrück diese Funktion und waren ab 1868 auch Präfekten des abgetrennten Missionsgebietes Schleswig-Holstein. Seit 1921 trug Bischof Wilhelm Berning den Titel eines „Apostolischen Vikars der norddeutschen Missionen und apostolischen Präfekten der Präfektur Schleswig-Holstein."


Paul Jansen (1880–1953), 1922 Pfarrer von St. Marien, 1934 Dechant des Dekanats Altona, seit 1935 Vorsitzender des Verbandes des katholischen Kirchengemeinden in Altona/Elbe.

Mit dem Preußenkonkordat von 1929 war dieses mehr als 400 Jahre alte Provisorium beendet. Vom 23. bis 25. September des folgenden Jahres diskutierte man auf einer Diözesansynode in Osnabrück die Konsequenzen des Vertrags, die u.a. in der organisatorischen Angleichung der ehemaligen Missionsgebiete an die Strukturen des Bistums bestanden. Wesentlich für Altona war die Neueinrichtung von Dekanaten auf dem Gebiet der ehemaligen Apostolischen Präfektur Schleswig-Holstein. Neben dem Dekanat Schleswig entstand das Dekanat Hamburg, dessen Ausdehnung sich mit dem Staatsgebiet der Freien und Hansestadt deckte, und das Dekanat Holstein, das die Seelsorgebezirke Altona I und II, Altona-Ottensen, Billstedt, Blankenese, Düneberg-Geesthacht, Elmshorn, Glückstadt, Itzehoe, Pinneberg, Rahlstedt, Reinbek, Wandsbek und Wedel-Schulau umfasste. Die Wahl des von den Pfarrern und Pastoren vorzuschlagenden und vom Bischof zu ernennenden Dechanten für das Dekanat Holstein fiel auf den Pfarrer von St. Joseph, Heinrich Hartong. Paul Jansen, Pfarrer von St. Marien-Ottensen, wurde zunächst zum Kamerar, dann ab 1934 als Nachfolger Hartongs zum Dechanten ernannt und übte dieses Amt bis zu seinem Tode im Jahre 1953 aus.

Nach den Bestimmungen der Diözesansynode des Jahres 1920 sind „Dechanten (...) für ihren Bezirk die Gehilfen des Bischofs in der Ver-

waltung der Diözese. (...) Sie sind zugleich Wächter im Weinberge des Herren und werden deshalb ‚die Augen des Bischofs' genannt." [42]

Den wachsamen Augen Jansens war schon in Jahren zuvor ein Problem aufgefallen, dass die ungleiche Ausstattung der Gemeinden mit finanziellen Mitteln betraf. Die Altonaer Gemeinde hatte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts den Veränderungen ihres Umfeldes angepasst und dem Zuzug der Katholiken durch Einrichtung von neuen Missionsstationen Rechnung getragen. Ausgehend von St. Joseph, der „Mutterkirche der Nordens", entstand 1891 St. Marien in Ottensen, von der sich im Laufe der folgenden 40 Jahre die Seelsorgebezirke in Blankenese (Maria Grün) und Othmarschen (St. Paulus-Augustinus) abspalteten. Das benachbarte Hamburg nahm eine ähnliche Entwicklung. In den einzelnen Stadtteilen bildeten sich eigene Gemeinden für die rund 60.000 (1925) Katholiken der Stadt. Auch hier wanderte die Kirche hinter ihren Gläubigen her und ebenso wie in Altona bildeten sich durch den Wegzug der Mittelschicht in die bevorzugten Wohnorte wohlhabende Vorortgemeinden.

In Altona galt dies besonders für den Ortsteil Blankenese, dessen Steuerkraft erheblich über derjenigen Ottensens lag. Schon bei den Vorbereitungen zur Abtrennung der Pfarrei Maria Grün wurde klar, dass dieses finanzielle Ungleichgewicht zum Hindernis werden könnte. So entrichteten die 520 Katholiken Blankeneses im Jahre 1926 Kirchensteuern in Höhe von 16.000 RM, während die Restgemeinde St. Marien mit ihren 3.500 Katholiken lediglich 14.400 RM Einnahmen verbuchen konnten. Dem standen Ausgaben von 20.000 RM in St. Marien und hochgerechnete 11.600 RM in Maria Grün gegenüber. Der Muttergemeinde drohte damit ein erhebliches jährliches Defizit.

Der Kirchenvorstand schlug daher dem Bischöflichen Stuhl vor, „der zu errichtenden Missionspfarrgemeinde eine Abfindungssumme in Höhe von 30.000 Mark aufzuerlegen." [43] Bischof Berning stimmte diesem Vorschlag im Grundsatz zu, befürwortete jedoch eine jährliche Zahlung von 5.000 M, „die bis zur Bildung eines Gesamtverbandes, jedoch längstens 5 Jahre zu zahlen ist."

Eine Kommission, der u.a. der Fabrikant Otto Lagerfeld angehörte, erklärte sich mit dieser Lösung einverstanden, präsentierte aber nun ihrerseits den Vorschlag, wonach August Neuerburg bereit sei, eine Summe in Höhe von 20.000 M als Sofortzahlung zur Verfügung zu stellen, „um die Abpfarrung zu beschleunigen."

Die vorgeschlagene Lösung wurde von allen Beteiligten gebilligt. Der Vorbehalt allerdings, dass der Kirchenvorstand von St. Marien einer Abtrennung Blankeneses nur unter der Voraussetzung zustimme, „daß demnächst für die katholischen Gemeinden der Stadt Altona ein Pfarrverband gebildet wird", fand beim zuständigen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung aus formalen Gründen keine Zustimmung und musste aus dem vorgelegten Antrag gestrichen werden. [44]

Über die Notwendigkeit einer Regelung zur gerechten Verteilung der Kirchensteuereinahmen im Seelsorgebezirk Altona des Dekanats Holstein bestand jedoch allgemeiner Konsens. Den Auftrag zu entsprechenden Sondierungsgesprächen erhielt der Pfarrer von St. Marien, Paul Jansen, der durch sein Verhandlungsgeschick schon in der Vergangenheit bei organisatorischen Zusammenschlüssen „das sachgemäße und reibungslose Spiel der Kräfte in harmonischer Ordnung verbürgt" hatte. [45]

Allerdings wurde eigens betont,

„daß das gesamte Steueraufkommen dem Pfarrverband zufliessen müsse, damit der Pfarrverband in der Lage sei mit den gesamten Steuerüberschüssen wirksam u. erfolgreich zu arbeiten. Nur freiwillige Gaben, nur Klingelbeutelgeld sollen den einzelnen Gemeinden verbleiben, damit die private Gebefreudigkeit erhalten bleibt." [46]

Als wesentliches Hindernis für den schnellen Erfolg einer Verbandsgründung erwies sich das komplizierte Steuererhebungsverfahren. Im benachbarten Hamburg hatte die katholische Gemeinde den Steuereinzug zunächst an das Landesfinanzamt Unterelbe übertragen, welches die entsprechenden Beträge in Höhe von durchschnittlich acht Prozent als Zuschlag auf die Einkommensteuer erhob. Für den Abgabeneinzug der lohnsteuerpflichtigen Arbeiter hatten die anerkannten Religionsgemeinschaften selbst zu sorgen. Seit 1934 zogen die Arbeitergeber die Kirchensteuer direkt von Lohn und Gehalt ab, reichten sie an das Finanzamt weiter, von wo sie nach einem festgelegten Schlüssel an die Religionsgemeinschaft überwiesen wurden. Ein Lohnabzugsverfahren war im preußischen Altona nicht durchsetzbar; das Besteuerungsrecht und der damit verbundene verwaltungstechnische Aufwand verblieb weiterhin bei den Gemeinden, so dass schon aus diesem Grunde die Einrichtung einer Koordinierungsstelle alternativlos erschien.

Mit Zustimmung des Bischofs von Osnabrück wurde der „Verband der katholischen Kirchengemeinden in Altona/Elbe" am 28. Juni 1935 gegründet und wenige Tage später vom Regierungspräsidenten in Schleswig genehmigt. Verbandsmitglieder waren die Pfarrgemeinden St. Joseph und St. Marien sowie die Missionspfarrgemeinde Blankenese (Maria Grün). Den Vorsitz übernahm mit Dechant Paul Jansen der ranghöchste Pfarrer des Verbandes.

In seinen Erläuterungen zur ersten Kirchensteuererhebung für das Jahr 1936 beschrieb Jansen nochmals das wichtigste Ziel des Verbandes:

„Die Gründung des Verbandes erfolgte, um in einem sozialeren Ausgleich die aufkommenden Kirchensteuern aus den steuerlich besser gestellten Gemeinden der Vororte auch den leistungsschwachen Gemeinden der Altstadt zugute kommen zu lassen, und um die kirchlichen Bedürfnisse, die infolge der großen Siedlungen am Stadtrand sich einstellten, einigermaßen befriedigen zu können." [47]

Mitglieder des Verbandes waren seit 1935/36 bis zu seiner Auflösung im Jahre 1963 die Pfarrei St. Joseph mit den Filialkirchen St. Theresien (Altona Nord), St. Ansgar (Niendorf) und St. Gabriel (Eidelstedt), St. Marien mit der Filialkirche St. Paulus- Augustinus (Othmarschen) und Maria Grün mit der Filialkirche St. Bruder Konrad (Osdorf/Schenefeld).

6. St. Bruder Konrad. Die Gemeinden im Nationalsozialismus

Zum Zeitpunkt der Verbandsgründung waren die Nationalsozialisten bereits seit zwei Jahren an der Macht. Die Amtskirche zeigte sich gegenüber dem neuen Regime verunsichert. Zwar hatte der Breslauer Erzbischof Kardinal Bertram der NS-Ideologie schon im Dezember 1930 mit seinem „offenen Wort in ernster Stunde" eine klare Absage erteilt. Zwei Jahre später aber war Hitler Reichskanzler einer legalen Regierung, der man ein Mindestmaß an Gehorsam schuldig zu sein glaubte. Zudem hatte Hitler in seiner Regierungserklärung vom 23. März 1933 die christlichen Konfessionen als „wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums" bezeichnet und versprochen, deren Einfluss im Bereich von Schule und Erziehung sicherzustellen." [48] Das 1933 geschlossene Reichskonkordat, in dem die Nationalsozialisten die Rechtsgrundlagen der katholischen Kirche anerkannten, schien dem vorsichtigen Optimismus Bischof Bernings Recht zu geben, der vom Episkopat mit der Interessenwahrnehmung gegenüber der Reichsregierung beauftragt worden war. Nach einem Treffen mit Hitler im April 1933 hatte er das Ergebnis des Gesprächs positivgewertet:„Gegen die Kirche kein Wort, nur Anerkennung gegen die Bischöfe." [49]

Kardinal Bertram betonte als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz in einem Schreiben vom 24. Juli 1933:

„Der Episkopat aller Diözesen Deutschlands hat (...) die aufrichtige und freudige Bereitwilligkeit ausgesprochen, nach bestem Können zusammenzuarbeiten mit der jetzt waltenden Regierung, die die Gewährleistung von christlicher Volkserziehung, die Abwehr von Gottlosigkeit und Unsittlichkeit, den Opfersinn für das Gemeinwohl und den Schutz der Rechte der Kirche als Leitsterne ihres Wirkens aufgestellt hat." [50]

Bischof Berning bewertete das Konkordat als „Zeugnis einer neuen deutschen Ära" und äußerte den Wunsch, dass „aus der engen Verbindung von Glaube und Volkstum eine glückliche Zukunft des neuen deutschen Reiches erblühen (möge)." [51] In diesem Sinne verordnete Berning die Abhaltung eines feierlichen Votivamtes in allen Kirchen und Kapellen des Bistums sowie eine „Fürbitte für Volk und Vaterland", das als Zusatz zum Allgemeinen Gebet in allen Hauptgottesdiensten zu beten sei: „(...) Erleuchte die Führer unseres Volkes mit dem Licht deiner Weisheit (...)". [52] Trotz warnender Stimmen, wie etwa die des Bischof von Eichstätt, Konrad Graf von Preysing, schloss die „schlingernde Kirche" (Nellessen) Kompromisse mit dem neuen Machtapparat.

Äußerliche Zeichen der neuen Staatsmacht zogen nun auch in den Alltag der katholischen Gemeinden ein. So wurde im August 1933 der Gruß „Heil Hitler" und ein wöchentlicher Flaggenappell auch in den katholischen Gemeindeschulen obligatorisch. [53] Der Einfluss der neuen Ideologie auf die inhaltlichen Belange des Schulbetriebs, etwa auf den Geschichts- und Religionsunterricht scheinen in der Praxis jedoch eher gering gewesen zu sein. Die Schülerinnen und Schüler an der Schule Eulenstraße in Ottensen genossen weiterhin die Vorzüge einer pädagogischen Insel im Altona der 1930er Jahre.

„Flagge" zeigte auch der eine oder andere katholische Verein, z. B. die Hamburger Kolpingfamilie, die zum Fest anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens im November 1933 im Beisein Bischof Bernings mit den „Fahnen des Dritten Reiches" und „unter dem Jubel der versammelten Menge" in die Sagebiel'schen Säle einzog. [54]

Die katholischen Gemeinden konnten sich dieser Entwicklung nicht völlig entziehen. Anfang 1934 verkündete das Osnabrücker Generalvikariat „in Erledigung mehrfacher Anfragen", man wolle dem „Wunsch der staatlichen Behörden, daß an allen Tagen, an denen für die Reichs-, Staatsbehörden und alle sonstigen Körperschaften öffentlichen Rechts die Beflaggung in den Reichsfarben angeordnet wird, an allen Kirchen und kirchlichen Gebäuden auch die Hoheitszeichen des Reiches (Schwarz-weißrot und Hakenkreuzfahne) gehißt werden", nachkommen. [55]

Ohne rechte Begeisterung, jedoch mit dem notwendigen Sinn für die hierarchische Abstufung von Pfarrkirche und Gottesdienststation beschloss der Kirchenvorstand von St. Marien

„(...) daß wir nun wohl der Zeit entsprechend neben der schwarzweißroten Fahne, die bislang aus dem Pastorat heraus gezeigt wurde, auch die Hakenkreuzfahne hissen müßten. Es wird beschlossen, von der Straße gesehen, zu beiden Seiten der Kirchenvorhalle je einen größeren Fahnenmast anbringen zu lassen und eine Hakenkreuzfahne in der Größe der vorhandenen schwarzweissroten Flagge zu beschaffen. Für Othmarschen werden ebenfalls 2 Fahnenmasten und 2 Fahnen bewilligt, jedoch in kleinerem Maßstab als in Ottensen." [56]

Die Hakenkreuzflagge wehte auch am 18. November 1934, als Bischof Berning im Altonaer Ortsteil Osdorf ein dem Kapuzinerpater Bruder Konrad geweihtes neues Gotteshaus seiner Bestimmung übergab. Wie bei St. Marien, Maria Grün und St. Paulus-Augustinus hatte sich die Notwendigkeit zum Bau der Kirche auch hier aus der steigenden Zahl der Katholiken ergeben. Ursache für diesen Zuzug war allerdings nicht die Suche nach Arbeitsplätzen oder nach attraktiven Wohnmöglichkeiten, sondern die pure wirtschaftliche Not.





Oben: „Kistenhäuser" in Osdorf, 1933.
Unten: Die Notkapelle im Wohnhaus von Richard Müller in der Siedlung Schenefeld, Juli 1933.

Als Folge der allgemeinen Wirtschaftskrise seit dem Ende der 1920er Jahre war die Zahl der Arbeitslosen immer weiter gestiegen. 1933 hatte in Hamburg fast die Hälfte aller Arbeiter und ein Viertel aller Angestellten keine Beschäftigung. Ähnliches galt auch für das strukturschwache Altona. Viele Erwerbslose konnten sich ihre Stadtwohnungen nicht mehr leisten und suchten im Umland nach billigem Unterkommen in Schrebergärten und Notunterkünften. In Lurup und Osdorf wuchsen auf diese Weise zahlreiche wilde Siedlungen, sogenannte Kistendörfer, deren Bewohner sich ihre Behausungen aus einfachsten Materialien, oftmals aus Fischkisten zusammengezimmert hatten. Der Magistrat der Stadt Altona versuchte, diese Entwicklung in geregelte Bahnen zu lenken und förderte den Bau von Heimstättensiedlungen, die 1932 bis 1934 auf der Basis staatlicher Kredite meist in Gemeinschaftsarbeit entstanden. Die Einwohnerzahl Osdorfs verdreifachte sich im Zeitraum von 1927 bis 1935 auf 6.000.

Seelsorgerisch zuständig für die etwa 400 Katholiken unter den Siedlern war die Gemeinde Maria Grün. Dort hatte es zwischenzeitlich einen Wechsel gegeben. Friedrich Börsting, seit 1925 Pastor des Missionsbezirks und dann ab 1928 der Missionspfarrei Blankenese, hatte sich stark für die junge Gemeinde und besonders für den Bau der Kirche Maria Grün eingesetzt, war aber in seiner Zusammenarbeit mit dem Kirchenvorstand etwas glücklos geblieben.

In der **Bannmeile von Groß-Hamburg** liegt, aus primitivstem Baumaterial (Kistenbretter, Wellblech, Pappe) errichtet, das **„Kistendorf" Osdorf-Nord.** Hier herrscht auch heute noch materielle und — — — religiöse Not! Hunderte von Katholiken haben stundenlange Wege bis zur Kirche und Schule. Seit Juli 1933 findet einmal monatlich und seit Mai dieses Jahres zweimal im Monat Gottesdienst im Zimmer einer früheren Munitionsbaracke statt, das Schlafzimmer nebenan dient als Sakristei und Beichtkapelle.
In diesem Siedlungsgebiet soll noch in diesem Jahre auf besonderen Wunsch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Osnabrück, Dr. Wilhelm Berning, Kirche und Pfarrhaus erbaut werden.
Der Bauplatz ist bereits gekauft und bezahlt!

Wer hilft mit
zum Bau und zur Ausstattung der neuen
Bruder Konrad-Kirche in Altona-Osdorf (Nord)?

Schlicht und einfach wie die Umgebung soll auch Kirche und Pfarrhaus werden. 25000 RM. nur wird das gesamte Bauprojekt kosten! Wenig Geld für eine neue Kirche, und doch viel Geld für die erwerbslosen Pfarrangehörigen.
Für jede, auch die kleinste, Gabe sind herzlichst dankbar

Altona-Blankenese, im August 1934. die Pfarrgeistlichen **Johs. Bunte,** Pastor. **Wilh. Jaeger,** Kaplan.

Spendenaufruf vom August 1934.

Ihm folgte im November 1931 Dr. Michael Keller, der zuvor als Kaplan an der St. Elisabeth-Kirche in Hamburg-Harvestehude gewirkt hatte. Keller engagierte sich von Beginn an mit Nachdruck für die arbeitslosen Neumitglieder der Gemeinde. Er gründete eine „Pfarrhilfe", die Geld- und Sachspenden sammelte, machte Hausbesuche und mietete Busse, um den Siedlern die Teilnahme an Messen zu ermöglichen. Aber erst seinem Nachfolger, Pfarrer Johannes Bunte, gelang es, im Sommer 1933 einen für eine Notkapelle geeigneten Raum anzumieten. Seit dem 30. Juli 1933 konnte hier „bei Herrn Richard Müller, Siedlung Schenefeld, Bogenstraße", jeweils „am letzten Monatssonntag um 10 Uhr Hochamt mit Predigt" gefeiert werden.[57]

Die Probleme der seelsorgerischen Betreuung der „vorstädtischen Kleinsiedlungen (Stadtrand-, Erwerbslosen-, Kurzarbeitersiedlungen)" beschäftigte auch den Bischöflichen Stuhl in Osnabrück. In einem Rundschreiben bat man die betroffenen Gemeinden um Auskünfte darüber, ob die Anstellung zusätzlicher Geistlicher oder der Bau eigener Kirchen notwendig sei. Bischof Berning überzeugte sich bei einem Besuch im März 1934 persönlich von der Bedürftigkeit der katholischen Siedler und veranlasste die notwendigen Hilfsmaßnahmen. Aus den Stadtteilen Lurup, bis dahin zu St. Marien, Ottensen gehörend, sowie Osdorf und der Landgemeinde Schenefeld (Blankenese) entstand ein neuer, der Missionsgemeinde Maria Grün zugeordneter Seelsorgebezirk. Gleichzeitig erwarb man von der Stadt Altona ein Grundstück zum Bau von Kirche, Pfarrhaus und Gemeindesaal.





Weihe der Kirche durch Bischof Wilhelm Berning am 18. November 1934.
Innenraum der Kirche am Tag der Weihe.

Ab Mai 1934 erhielten die Osdorfer mit Wilhelm Jäger einen eigenen Kaplan, so dass nun zweimal monatlich und schließlich an jedem Sonntag Gottesdienste abgehalten werden konnten. Ihm folgte im November Vikar Joseph Alfermann, der die Gemeinde in den nächsten 30 Jahren betreuen sollte. Die Bauarbeiten gingen zügig voran. Nach dem „ersten Spatenstich" im Juli 1934 und der Grundsteinlegung Anfang August, war bereits Ende dieses Monats das Richtfest und nach weiteren drei Monaten weihte Bischof Berning in einem feierlichen Hochamt das vom Bistum Osnabrück finanzierte Gotteshaus. Im Zentrum seiner Predigt stand der Gedanke vom Gotteshaus als einer „Schule der Wahrheit": „Die Wahrheit soll hier verkündet werden, die nicht gewachsen ist aus Blut und Boden, aus Volkstum und Rasse, [sondern] die uns geschenkt ist, in der heiligen Offenbarung des großen Gottes." Eine deutliche Absage an die Ideologie der Nationalsozialisten, deren Hakenkreuzflaggen vor der Kirche zusammen mit den Fahnen des Bistums gehisst waren. [58]

Als Architekten für den Neubau hatte man wiederum Johannes Kamps gewonnen, der einen preiswerten, schnell zu verwirklichenden Entwurf vorgelegt hatte. Der in seinen Dimensionen bescheidene, aus der Entfernung nur durch seinen Dachreiter von einem Wohnhaus zu unterscheidende Bau, nahm Rücksicht auf die ärmlichen Bauten seiner Umgebung: Die Kistenkirche im Kistendorf. Andererseits stand diese Architektur mit seinem Satteldach dem von den Nationalsozialisten bevorzugten „Heimatstil" viel näher, als die dem „Neuen Bauen" verpflichteten Entwürfe für St. Paulus-Augustinus und Maria Grün, beides Klinkerbauten, die von NS-Parteiorganen als vom „jüdischen Kulturbolschewismus" infizierte „Glaubensfabriken" abqualifiziert wurden. [59]

War das Verhältnis zwischen Staat und christlichen Religionen nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten noch vergleichsweise ungetrübt, so gingen die neuen Machthaber ab Mitte 1935 zu neuen, repressiveren Maßnahmen über, die vom zuständigen Innenminister Frick beschönigend als „Politik der Entkonfessionalisierung" bezeichnet wurden.

Schon im Sommer 1933 war die Doppelmitgliedschaft in katholischen Jugendverbänden und der Hitlerjugend verboten worden; seit April 1934 galt dies auch für die Deutsche Arbeitsfront. Da die Mitgliedschaft in diesen Vereinigungen jedoch für das berufliche Fortkommen von erheblicher Bedeutung war, schwand die Bedeutung der einstmals so wichtigen katholischen Jugendkorporationen allmählich dahin. Ab dem 29. Juli 1935 war der katholischen Jugend zudem jeder Auftritt in der Öffentlichkeit verboten, Sportveranstaltungen, Zeltlager und Theateraufführungen waren nicht mehr möglich. Versuche von Bischof Berning, eine Rücknahme dieser Beschlüsse zu erreichen, blieben erfolglos.

Dennoch gab es Versuche engagierter Geistlicher, die katholische Jugendarbeit zumindest inoffiziell fortzusetzen. So lud Hubert Hellmann, seit 1938 Kaplan an St. Marien, die ehemaligen Jungschar-Mitglieder des 1935 verbotenen Jungmänner-Verbandes zu regelmäßigen Zusammenkünften in das Gemeindehaus ein. [60]

Pfarrer Paul Jansen schrieb über die zunehmende Verdrängung der Katholiken aus dem öffentlichen Raum in seinem Jahresbericht für das Jahr 1936/37:

„Die nationalsozialistischen Maßnahmen zur Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens werden mehr und mehr auch in unserem Gebiete wirksam.

So wurde das althergebrachte Gartenfest der kath. Gemeinden Altonas, das alljährlich nach Fronleichnams-Nachmittag unter Teilnahme aller Kreise der Katholiken Altonas stattfand, am Fronleichnamstage, mittags 2 Uhr, plötzlich von der Geheimen Staatspolizei verboten; ebenso wurde das Winter-Saalfest der katholischen Gemeinden, das alljährlich im großen Saale des Kaiserhofs stattfand, im Januar 1937 verboten. Damit sind 2 festliche Anlässe, bei denen sich die Diaspora-Katholiken außerhalb des kirchlichen Raumes treffen und kennenlernen konnten, beseitigt. Ein tiefbeklagenswerter Verlust vom Stand der Seelsorge! Auch die öffentliche Straßen- und Haussammlung, die 1936 noch stattfand, ist fürderhin nicht mehr erlaubt. (...) Die kath. Vereine dürfen sich nur noch religiös betätigen, wenn sie nicht der Gefahr der Auflösung durch die Staatspolizei verfallen wollen." [61]

Auch katholische Publikationsorgane, wie etwa das wöchentlich erscheinende „Nachrichtenblatt für die kath. Gemeinden von Hamburg, Altona und Umgebung" standen unter Beobachtung und mussten schließlich ihr Erscheinen einstellen. Selbst das seit 1932 für Maria Grün aufgelegte Pfarrblatt „Elbfeuer" geriet ins Visier staatlicher Stellen und wurde 1936 wegen des Abdrucks kritischer Texte, u. a. einer kämpferischen Predigt des Bischofs von Münster, Graf von Galen, verboten.

Mit dem Groß-Hamburg-Gesetz vom 1. April 1937 verlor Altona seine Eigenständigkeit und gehörte nun nicht mehr zur preußischen Provinz Holstein, sondern zur Freien und Hansestadt Hamburg. Für die Katholiken Altonas änderte sich dadurch recht wenig. Die Gemeindeeinteilungen blieben ebenso unverändert wie die Verbands- und Dekanatsstrukturen. Vielmehr profitierte man in gewisser Weise von der religionspolitischen Neutralität des Gauleiters und „Reichsstatthalters" Karl Kaufmann.

Die von Papst Pius XI. in seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge" vom 13. März 1937 geäußerte Klage über die staatlichen Maßnahmen gegen die vom Konkordat geschützten Bekenntnisschulen, war für Hamburg nicht zutreffend – die katholischen Schulen erhielten weiterhin finanzielle Zuwendungen vonseiten der Stadt. Aber schon Anfang 1938 war

die reichsweite Abschaffung des privaten Schulwesens eine beschlossene Sache, denn die Existenz außerstaatlicher Bildungseinrichtungen, zumal wenn sie auf religiösen Grundlagen beruhten, stand der totalitären NS-Ideologie in diametraler Weise entgegen: „Christliches Menschenbild stand gegen das Herrenrassen-Idol." [62]

Bischof Berning hatte die Elternschaft zu Einzelprotesten gegen die drohende Schließung aufgefordert, die Initiative blieb jedoch erfolglos. Zum 1. April 1939 wurden alle katholischen Schulen Groß-Hamburgs, darunter auch die Schulen von St. Joseph und St. Marien in Altona, geschlossen, Schüler, Schülerinnen und Lehrer auf die staatlichen Schulen in den jeweiligen Bezirken verteilt. „Der Verlust dessen", so Günter Dörnte, der Chronist der Hamburger katholischen Schulen, „was (...) unter vielen Opfern und Entbehrungen einer ganzen Reihe von glaubenstreuen Generationen so liebe- und mühevoll aufgebaut und abgerungen worden war, (...) mußte als kaum verwindbarer Schmerz empfunden werden." [63]

Der Krieg gewann mit zunehmender Dauer immer mehr Einfluss auf das Gemeindeleben: In Maria Grün hielt man während der Woche nicht nur regelmäßige Bittgottesdienste, sondern hatte sich auch um Fragen des Luftschutzes zu kümmern. Pfarrer Bunte wurde zum Standort- und Lazarettpfarrer ernannt. Seit Mai 1940 verzeichnete die Chronik schwere Luftangriffe. Im Frühjahr 1941 fielen in der Nähe mehrere Bomben, die jedoch keinen Schaden anrichteten.

Die Gemeinde St. Marien beging am Sonntag dem 27. April 1941 ihr 50-jähriges Jubiläum. Hochamt und Predigt hielt Bischof Wilhelm Berning. Das Einladungsschreiben enthielt eine alternative Planung für den Fall, dass „in der Nacht zum Festtage (...) zwischen 24 – 6 Uhr ein Fliegeralarm ist". [64]

In Maria Grün mussten 1942 die beiden großen Glocken an die Zinnschmelze in Wilhelmsburg abgegeben werden. St. Bruder Konrad verlor





Bischof Wilhelm Berning bei der Feier zur 50sten Wiederkehr der Weihe von St. Marien am 27. April 1941.

eine seiner beiden Glocken, während St. Marien nur eine einzige besaß und deshalb von einer Metallabgabe verschont blieb.

Am 24. Juli 1943 begannen die verheerenden Luftangriffe, die als „Operation Gomorrha" in die Geschichte Hamburgs eingegangen sind. 13 von 29 katholischen Kirchen und Kapellen auf dem Gebiet der Hansestadt wurden ganz oder teilweise zerstört.[65] Während die historische Altstadt Altonas völlig in Schutt und Asche sank, blieb der Ortsteil Ottensen weitgehend verschont. St. Marien kam ebenfalls glimpflich davon: Zwei Phosphorbomben trafen das Pfarrhaus, der Brand konnte jedoch schnell gelöscht werden. Eine durch das Dach der Kirche gefallene Brandbombe detonierte zwar nicht, beschädigte aber sämtliche Fenster. In der Nachbarschaft brannte das Holzlager der Baufirma Sternberg und die Gebäude der Fischfabrik Nicolai Clasen: „Die Luft war derart von Rauch geschwängert, daß am Sonntag morgen 10–11 Uhr die Sonne noch wie eine matte rote Scheibe am Himmel stand."[66]

Am 18. Juni 1944 wurde bei der Bombardierung von Osdorf auch Kirche und Pfarrhaus von St. Bruder Konrad getroffen. Teile von Giebelwand und Dach waren schwer beschädigt, das Pfarrhaus „zur Not noch eben bewohnbar." In zwei notdürftig hergerichteten Räumen konnten ab dem 1. Oktober wieder Gottesdienste gefeiert werden.

Rückblickend ist mit Bernd Nellessen für das katholische Hamburg und damit auch für die hier im Mittelpunkt stehenden vier Gemeinden im ehemaligen Altona der Schluss zu ziehen, dass sich während der zwölf Jahre des Nationalsozialismus die „Schutzfunktion des über Jahrzehnte gepflegten katholischen Milieus" bewährt hatte:



Bombenschäden an der Kirche von St. Bruder Konrad, Juni 1944.

„Es schützte nicht vor politischer Anfälligkeit, aber es bewahrte die Kirche in Hamburg vor nennenswerten Einbrüchen. So überstand sie die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur – nicht ohne Beweise ihrer Bewährung, nicht ohne den Makel ihrer Schwächen."[67]

7. St. Petrus. Nachkriegszeit und Bundesrepublik

Die sichtbaren Schäden waren in Othmarschen, Blankenese und Ottensen eher gering geblieben und auch die Kirche in Osdorf konnte zumindest provisorisch wieder genutzt werden. Erheblich mehr Mühe bereitete dagegen der Wiederaufbau funktionsfähiger Verwaltungsstrukturen. Hamburg war in vielen Teilen stark zerstört, und die großen Flüchtlingsströme führten zu Wohnungsnot und Versorgungsengpässen. Die Zahl der Katholiken war im Vergleich zur Vorkriegszeit um ein Vielfaches gestiegen. Im benachbarten Mecklenburg hatte sich ihre Zahl auf 200.000 verfünffacht, in Schleswig-Holstein auf 176.000 verdreifacht.



Luftaufnahme der 1958 fertiggestellten Kirche St. Petrus.

Die 1931 für die ehemaligen nordischen Missionen verkündete Dekanatseinteilung war diesen Herausforderungen nicht mehr gewachsen. Das Dekanat Holstein umfasste nicht nur Altona, sondern reichte bis Itzehoe im Norden und Geesthacht im Westen. Dechant Jansen wies in einem Schreiben an Bischof Berning darauf hin, „die Herren Confratres, die nördlich Hamburg wohnen" hätten ihm bei Visitationen erklärt, „daß sie bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen an den Konferenzen in Hamburg oder Altona nicht teilnehmen könnten." [68] Einem Vorschlag Jansens folgend verkündete Berning zum 1. Dezember 1946 die Teilung des Dekanats in zwei „Konferenzbezirke", wobei „Holstein 1" Itzehoe, Kellinghusen, Krempe, Glückstadt, Barmstedt, Elmshorn, Uetersen, Pinneberg und Quickborn umfasste, während die übrigen Gemeinden mit „Holstein 2" bezeichnet wurden. Fünf Jahre später wurde Itzehoe zu einem eigenen Dekanat erhoben und gleichzeitig die Gemeinden Ahrensburg, Geesthacht, Glinde,Gülzow, Billstedt, Rahlstedt, Wandsbek, Lauenburg, Reinbek und Schwarzenbek dem Dekanat Hamburg Wandsbek zugewiesen. Der Restteil des Dekanates Holstein mit den Gemeinden in Rissen, Blankenese, Flottbek-Othmarschen, Lurup, Eidelstedt, Niendorf, Ottensen und Altona führte nun den Namen Dekanat Hamburg-Altona. Im Zusammenhang mit der Aufteilung des Dekanats Hamburg in die Dekanate Hamburg-Nord und Hamburg-Mitte kam seit 1963 die Kuratie St. Petrus in Hamburg-Finkenwerder neu zum Dekanat Altona.

Der preußische Teil Finkenwerders war 1937 im Zusammenhang mit dem Groß-Hamburg-Gesetz dem Gebiet der Hansestadt zugeordnet worden. Damals wohnten hier etwa 6.500 Einwohner, 1946 hatte sich deren Zahl auf 13.000 Einwohner verdoppelt. Ursache hierfür war die Einrich-





Drahtskulptur von Wilhelm Keudel über dem Eingangsportal: Jesus rettet den im Wasser versinkenden Petrus.

Die Kirche während der Sturmflut im Februar 1962.

tung eines großen Lagers auf dem Vorland (heute Gorch-Fock-Park), das neben ähnlichen Einrichtungen in Altona und Wandsbek zunächst die aus den ehemaligen Ostgebieten und dann auch aus Mitteldeutschland nach Hamburg strömenden Flüchtlinge aufzunehmen hatte. [69] Im Jahre 1953 lebten rund 20.000 Flüchtlinge und Wohnungslose im Lager Finkenwerder, davon etwa 10 Prozent Katholiken, die zunächst von Geistlichen des kleinen Michel sowie von einer Seelsorgehelferin betreut wurden, die der Verband der katholischen Kirchengemeinden in Altona finanziert hatte.

Dabei herrschte über die Ausrichtung der Lagerseelsorge eine gewisse Uneinigkeit. Johannes Müller, der künftige Pastor von St. Petrus, merkte an, dass die bis dahin praktizierte Seelsorge zu einer lagerinternen Gemeindebildung und damit zu einer zusätzlichen Isolierung führe. Er plädierte für eine Integration der Neuankömmlinge in die nächstgelegene Pfarrgemeinde. [70]

Im Jahre 1955 erwarb die Gemeinde ein Grundstück am Norderkirchenweg, auf dem der Hamburger Architekt Karlheinz Bargholz in den folgenden Jahren ein ovales Kirchengebäude mit 400 Sitzplätzen und einem flankierenden Turm errichtete. Am 16. März 1958 weihte Bischof Helmut Hermann Wittler die Kirche dem Hl. Petrus. Bei Errichtung und Abgrenzung des Seelsorgebezirks galt es allerdings zu beachten, dass Finkenwerder in Teilen (Hamburg-Moorburg) zum Bistum Hildesheim gehörte und daher Absprachen zwischen den jeweils zuständigen Ordinariaten zu treffen waren.


Johannes Neveling (1910 – 2004), seit 1947 Pastor von St. Paulus-Augustinus.

Eine Drahtskulptur über dem Eingangsbereich der Kirche, die zeigt, wie Jesus den im Wasser versinkenden Petrus rettet, sollte wenige Jahre später eine besondere Bedeutung erhalten. In der Nacht zum 17. Februar 1962 wurde Finkenwerder Opfer der großen Sturmflut, die besonders die Einwohner der südlichen Teile Hamburgs im Schlaf überraschte. Zwar hatten die Glocken von St. Petrus noch läuten können, für viele aber war die Warnung zu spät gekommen. Am nächsten Morgen stand das Wasser etwa 1,50 Meter hoch im Kirchenraum, so dass Weihbischof von Rudloff bei einer Besichtigung der Sturmschäden das Kirchenschiff ohne Schuhe und Strümpfe betreten musste.

In St. Paulus-Augustinus verstärkte sich nach Kriegsende der Ruf nach einem eigenen Pfarrgeistlichen, da die katholische Gemeinde durch den Zuzug von Flüchtlingen aus dem kriegszerstörten Hamburg stark angewachsen war – Mitte 1945 zählte man bereits 400 – 500 sonntägliche Kirchenbesucher. Gemeindemitglieder hatten in der Folge mehrere Eingaben an Bischof Berning geschickt. Allerdings gestaltete sich die Suche nach einer geeigneten Unterbringungsmöglichkeit für den Geistlichen recht schwierig, denn zum Bau eines 1935 geplanten Pfarrhauses war es nicht gekommen, da Kirche und Grundstück im Zufahrtsbereich der von den Nationalsozialisten geplanten Hochbrücke über die Elbe lagen. Gleichzeitig war der Wohnraummangel so groß, dass die Behörden in Othmarschen „schon unbeheizte Veranden“ beschlagnahmten. Nach längerer Suche konnte der im Frühjahr 1947 zum Pastor ernannte Johannes Neveling dann in der unmittelbaren Nachbarschaft eine Wohnung als Untermieter beziehen. Noch im gleichen Jahr wurde St. Paulus-Augustinus zum Seelsorgebezirk erhoben und schließlich 1954 als eigenständige Pfarrei von der Muttergemeinde St. Marien abgetrennt. Der Kirchenvorstand von St. Marien begründete diesen Schritt mit der Entwicklung der letzten sieben Jahre:

„Damals waren viele Ausgebombte und Heimatvertriebene hier untergebracht. Inzwischen haben sich die Verhältnisse wieder normalisiert. Viele Ausgebombte sind nach Erhalt einer eigenen Wohnung in andere Stadtteile abgewandert. Die Bautätigkeit in hiesigem Bezirk hat viele Katholiken hier sesshaft werden lassen. Die Zahl der Katholiken beträgt z. Zt. ca. 2000, wird aber steigen.“ [71]


Joseph Alfermann (1890 – 1964), seit 1934 Pastor von St. Bruder Konrad.

Neben St. Joseph, dessen traditionsreiches barockes Gotteshaus im Juli 1944 fast völlig den Bomben zum Opfer gefallen war, hatte von den katholischen Gemeinden Altonas besonders die Kirche von St. Bruder Konrad schwere Schäden davongetragen. Wegen der allgemeinen Knappheit an Baustoff erhielt man erst Mitte 1948 die Genehmigung zum Wiederaufbau, den Pastor Alfermann unter großem persönlichen Einsatz vorantrieb. Erschwerend kam hinzu, dass die Mitglieder der Gemeinde zwar durchaus zur tatkräftigen Mithilfe bereit waren, aber nur wenig Spenden zur Finanzierung des Baus aufbringen konnten. So wurde die wegen des starken Zuzugs von Flüchtlingen vergrößerte Kirche zwar im August 1950 wieder geweiht, der Gemeinde und Pastor Alfermann verblieb jedoch ein nicht unerheblicher Schuldenberg, der in den folgenden Jahren nur unter Schwierigkeiten abgebaut werden konnte. Der dennoch nicht versiegenden Energie Alfermanns ist es zu verdanken, dass sich die Gemeinde 1954 über einen neuen Kirchturm mit einem Geläut von fünf Glocken freuen konnte.

Mit der Erhebung von St. Bruder Konrad zur Kuratiegemeinde am 1. Mai 1962 und der damit verbundenen Lösung von Maria Grün, wurde Alfermann vollberechtigtes Mitglied in der Verbandsvertretung der katholischen Kirchengemeinden in Altona, mit deren Politik er in der Vergangenheit allerdings nicht immer zufrieden gewesen war, denn man hatte bei der Verteilung der Fördergelder die Einrichtung der Gemeindeschulen gegenüber dem Wiederaufbau der Kirchengebäude bevorzugt.



Ansicht der Schule von Maria Grün im Jahre 1951.

Im Sommer 1945 war die Wiedereröffnung der 1939 von den Nationalsozialisten geschlossenen katholischen Privatschulen zunächst vom Senat und dann auch von den britischen Besatzungsbehörden gestattet worden. Im Oktober 1945 nahmen sechs Schulen den Unterricht wieder auf: Neben St. Marien (St. Georg), St. Bonifatius (Eimsbüttel), St. Antonius (Winterhude), St. Elisabeth (Harvestehude) St. Marien (Bergedorf) auch die Eulenschule von St. Marien in Ottensen, die zunächst einzige Gemeindeschule im Dekanat Altona.

In Maria Grün hatte man bereits unmittelbar nach Kriegsende die Einrichtung einer Gemeindeschule beantragt, war jedoch zunächst erfolglos geblieben. Im Juni 1947 erteilte jedoch Bischof Berning die Erlaubnis, zwei Zimmer des noch immer dem Bischöflichen Stuhl in Osnabrück gehörenden Paulushauses für Schulzwecke zu nützen. Auf dieser Basis genehmigte die Schulbehörde im Frühjahr 1948 die Errichtung der Gemeindeschule Hamburg Blankenese. Nach Anschaffung der benötigten Schulmöbel und notwendiger Umbauten im Paulushaus konnte die Schule am 14. Oktober 1948 mit 57 Kindern und zwei Lehrern eingeweiht werden. Die Unterhalts- und Personalkosten übernahm die Gemeinde selbst. Um die wachsende Anzahl von Schülerinnen und Schüler, seit 1949 auch aus dem neu zur Pfarrei gehörenden Ortsteil Rissen, aufnehmen zu können, entstand 1951 mit Unterstützung des Altonaer Kirchenverbandes ein Schulneubau, der sieben Jahre später nochmals erweitert wurde.

Impulsgeber für den Aufbau der Gemeindeschule war Pfarrer Dr. Wilhelm Berning, ein Neffe des Bischofs von Osnabrück, der im Oktober 1947 die Nachfolge von Johannes Bunte angetreten hatte.

Wichtige Finanzierungshilfen bei der Errichtung von Schulen und der Wiederherstellung beschädigter Kirchenbauten hatte der Verband der katholischen Kirchengemeinden in Altona geleistet, allerdings stand auch er nach Kriegsende vor großen Problemen. Man hatte keinerlei „Übersicht über die künftigen Einnahmen und Ausgaben, da auch die Finanzämter völlig im Dunkeln tappen. Niemand weiß, wie sich die Verhältnisse im Gebiet Groß-Hamburgs gestalten werden." Zudem befürchtete man nach dem Tode des langjährigen Kirchenvorstands von Maria Grün, August Neuerburg, im Dezember 1944 „eine gewaltige Mindereinnahme von Steuern." [72]

Immerhin hatte Paul Jansen in Verhandlungen mit dem Finanzamt erreicht, dass die Kirchensteuern ab 1946 nicht mehr durch den Verband, sondern ebenso wie in „Alt-Hamburg" nach dem Lohnabzugsverfahren eingezogen werden konnten. Noch 1950 waren die Einnahmen aus der Kirchensteuer gegenüber den vorgesehenen Ausgaben so knapp bemessen, dass man befürchten musste, die vom Verband stark unterstützten Gemeindeschulen nicht halten zu können. Wenige Jahre später hatten sich die Einnahmen allerdings soweit stabilisiert, dass auch größere Vorhaben, wie der Wiederaufbau der St. Josephs-Kirche, unterstützt werden konnten.

Am 16. März 1953 war der Initiator des Verbandes, der Wirkliche Geistliche Rat Paul Jansen, Pfarrer von St. Marien-Ottensen und Dechant des Dekanats Altona, 73-jährig gestorben. Mehr als dreißig Jahre hatte Jansen die Geschicke der katholischen Gemeinden Altonas wesent-

lich mitgestaltet. Seine Nachfolge im Verband übernahm Dr. Wilhelm Berning, Pfarrer von Maria Grün, der nach einer kurzen Amtszeit von Anton Krüssel, St.Theresien, auch an die Spitze des Dekanats Altona trat.

Im November 1955 starb Bischof Wilhelm Berning, der das Bistum Osnabrück seit 1914 gelenkt hatte. Ihm folgte Dr. Helmut Hermann Wittler, nachdem Franz Demann am Tage seiner Weihe, am 27. März 1957, verstorben war. Das Amt des Stadtdechanten, das Bischof Wittler zur Zusammenfassung der „Seelsorgs- und Verwaltungsaufgaben" eigens geschaffen hatte, übernahm der vormalige Pastor von Maria Grün, Johannes Bunte, der bis 1962 den Titel eines „Pastor primarius" von Hamburg trug.

Im Gegensatz zu den ehemals preußischen Gemeinden Altonas, die als eigenständige Rechtspersönlichkeiten eingerichtet worden waren, gab es in „Alt-Hamburg" eine römisch-katholische Einheitsgemeinde mit unselbstständigen Seelsorgebezirken, die in verwaltungs- und vermögensrechtlicher Hinsicht von einem „Pastor primarius" geleitet wurde. Bei der geplanten Zusammenfassung aller katholischen Gemeinden Hamburgs zu einem Gesamtverband konnten diese Unterschiede nicht ignoriert werden. So gelang es erst 1962, nach Umwandlung der 15 Alt-Hamburger Pfarrbezirke in Kirchengemeinden mit eigenen Körperschaftsrechten, die rechtlichen Voraussetzungen für die Bildung eines Gesamtverbandes zu schaffen. Allerdings gab es seitens der Gemeinden nicht geringe Widerstände; dies galt nicht zuletzt auch für den seit 30 Jahren erfolgreich arbeitenden Altonaer Verband, der erst nach Intervention von Wilhelm Berning seinen Widerstand aufgab. Am 19. Juni 1963 bestätigte der Hamburger Senat die Gründung des Verbandes der römisch-katholischen Kirchengemeinden in der Freien und Hansestadt Hamburg (Osnabrücker Anteil) als Körperschaft des öffentlichen Rechts.

Zusammen mit der ebenfalls im Jahre 1963 abgeschlossenen Neuaufteilung der Dekanate, war die Einrichtung des Verbandes ein wichtiger



Weihbischof Johannes von Rudloff Mitte der 1950er Jahre bei einer Firmung in St. Marien.

Schritt auf dem Weg zur Bildung einheitlicher kirchlicher Verwaltungsstrukturen auf dem Gebiet des 1937 entstandenen „Groß-Hamburg".

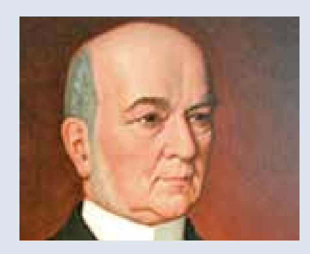
Treibende Kraft dieses „Wandels im Wiederaufbau"[73] war neben Johannes Bunte und Wilhelm Berning vor allem der 1950 zum Weihbischof ernannte Johannes von Rudloff, der 1959 seinen Wohnsitz von Osnabrück nach Reinbek bei Hamburg verlegt hatte, „um die Seelsorge im großen Diasporagebiet des Nordens (...) noch planmäßiger zu gestalten".[74] Vonseiten der evangelisch-lutherischen Kirche wurden die Aktivitäten von Rudloffs – nicht ganz zu Unrecht – als „Vorstufe zu einer Bistumsgründung" betrachtet.[75]

8. Erzbistum Hamburg

Versuche, Hamburg zum Sitz eines Bischofs für die nördlichen Regionen zu machen, hatte es in der Vergangenheit immer wieder gegeben. Der Heilige Ansgar war aber im Jahre 845 ebenso gescheitert, wie der dänische Bischof Niels Stensen, der seinen Versuch im Jahre 1683 bereits nach kurzer Zeit erfolglos abbrechen musste. Ein weiterer Anlauf scheiterte gut 150 Jahre später. Damals, im Jahre 1839, war der aus der Diözese Lüttich stammende Johannes Theodor Laurents zum Vikar der



Johann Theodor Laurent (1804–1884). Der „verhinderte Bischof von Hamburg“.



Jacques Emile Louis Alexandre Nölting (1812–1899).

Nordischen Missionen ernannt worden, mit dem Auftrag, seine Aufgaben von Hamburg aus wahrzunehmen. Dort fürchtete man allerdings „Übergriffe der katholischen geistlichen Macht“ und verbot dem katholischen Klerus per Verfügung den neuen Vikar anzuerkennen. Dänemark, Mecklenburg, Lübeck und Bremen schlossen sich diesen Vorbehalten ebenso an wie Preußen, das schließlich eine Einreise Laurents verhinderte.

Mit dem Anstieg der Katholikenzahlen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, die für eine Bistumsgründung im Norden eintraten. So rief der Vorsitzende der katholischen Zentrumspartei, Ludwig Windthorst 1887 auf einem Katholikentreffen den Hamburgern mit Blick auf eine neu zu errichtende Kirche (den späteren Mariendom) zu: „Groß müsst ihr bauen, denn in 25 Jahren wird Hamburg wieder Erzbistum sein.“ [76]

Wesentlich nüchterner beurteilte die Sachlage der Hamburger Großkaufmann Emile Nölting. [77] Im Oktober 1894, wenige Wochen nach der euphorischen Jubelfeier der Altonaer Katholiken, schrieb er an den Hamburger Pastor primarius Gerhard Harling:

„Wir dürfen nicht vergessen, wie sehr wir Katholiken hier in der Minorität sind, wie unsere protestantischen Mitbürger alles, was mit der Katholischen Religion zusammenhängt nicht nur mit Hass ansehen, sondern es sich auch nicht nehmen lassen, gegen uns zu hetzen, indem sie alles aufzubieten sich bestreben, um uns mit den Behörden in Konflikt zu bringen, da sie nur zu gerne sehen würden, dass der Senat uns noch größere Schwierigkeiten mache. (...) Soweit ich als alter Hamburger die Verhältnisse kenne und überschaue, könnte die Errichtung eines Bischofssitzes der katholischen Sache nicht nur nicht dienen, sondern nur schaden. Meines Erachtens ist zunächst mit allem Eifer (...) dahin zu arbeiten, dass wir unsere katholischen Schulen erhalten (...), um so eine gediegene katholische Generation heranzuziehen, die später unsere Sache in den gesetzgebenden Körperschaften vertreten kann.“ [78]

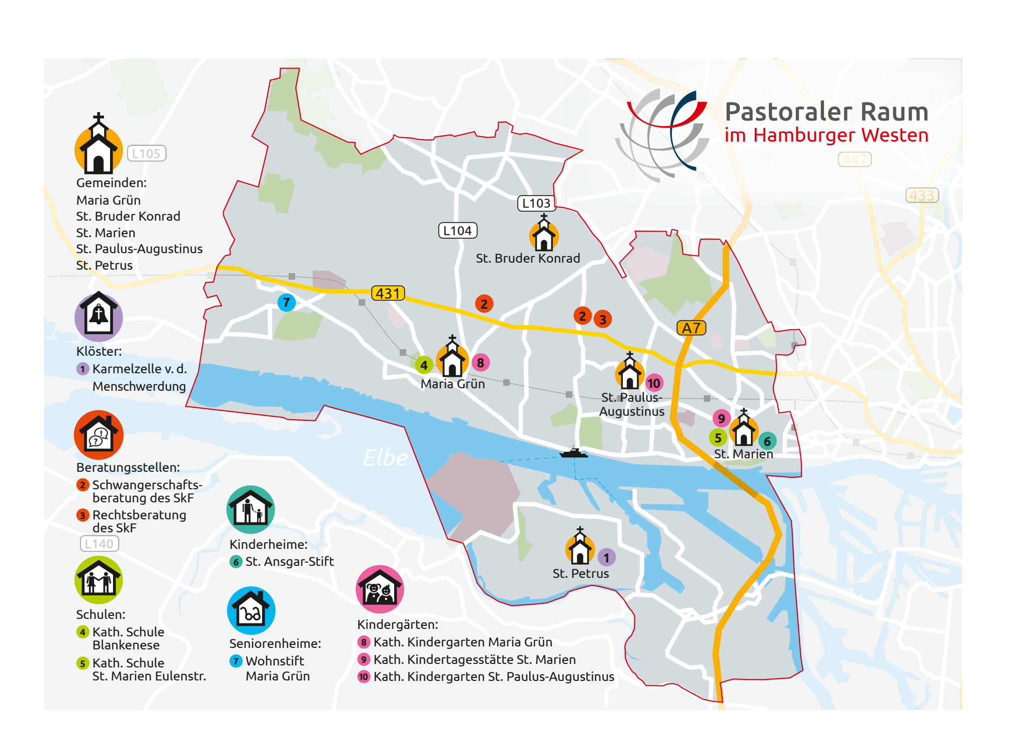


„Bildchen“ zum Andenken an die St. Ansgar-Feier 1931 in Hamburg; rechts Bischof Wilhelm Berning.

Seit den Zeiten des Preußenkonkordats 1929 und der daraus sich ergebenden Eingliederung der Nordischen Missionen in das Bistum Osnabrück war dieses gespannte Verhältnis zwischen den beiden großen christlichen Religionen sicherlich besser geworden. Aber noch 1931 hatte man von evangelischer Seite die große Feier zum 1100-jährigen Jubiläum der Gründung des Erzbistums Hamburg durch den Heiligen Ansgar als „eine Kampfansage und Herausforderung“ gewertet, zumal Bischof Berning in diesem Zusammenhang äußerte: „Ich fühle mich jetzt als Bischof von Hamburg.“ [79]

Was 1931 noch eine spontane Gefühlsäußerung des vom Ansgarfest beeindruckten Wilhelm Berning war, nahm nun Ende der 1950er Jahre mit den organisatorischen Änderungen unter Weihbischof von Rudloff konkrete Formen an. Allerdings blieben Neuerungen, wie z. B. die Berufung eines Landesdechanten für Schleswig-Holstein (ab 1959) bzw. die Einführung eines Bischofsvikars, dessen Zuständigkeit ab 1975 neben Schleswig-Holstein auch Hamburg umfasste, oder die Umwandlung der ehemaligen Missionspfarreien in ordentliche Pfarreien im Jahre 1968, notwendigerweise auf die westlichen Landesteile beschränkt, da ähnliche Versuche im benachbarten Mecklenburg regelmäßig am Widerstand der DDR-Behörden gescheitert waren.

Mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten war dieses Hindernis beseitigt. Seit 1991 diskutierte die Deutsche Bischofskonferenz auf Anregung des Apostolischen Stuhls über die Möglichkeit eines Nordbistums. Nach intensiven und zum Teil kontroversen Beratungen, u. a. in den jeweiligen Priesterkonferenzen und Pastoralräten, beschloss die Bischofskonferenz auf ihrer Herbstvollversammlung im September 1992, dem Apostolischen Stuhl die Gründung eines neuen Bistums in Norddeutschland auf Basis der Territorien der Bundesländer Schleswig-Holstein und Hamburg sowie des Bischöflichen Amtes Schwerin (Mecklenburg) zu empfehlen. Am 7. Mai 1993 erhob der Vatikan das neue Bistum mit Sitz in Hamburg zum Erzbistum. Mit dem Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und der Freien und Hansestadt Hamburg, dem Land Mecklenburg-Vorpommern und dem Land Schleswig-Holstein vom 22. September 1994 entstand schließlich das Erzbistum und die Kirchenprovinz Hamburg.



9. Pastoraler Raum im Hamburger Westen

In den Jahren nach der Gründung des Bistums hatte sich ein tiefgreifender Wandel vollzogen. Die Zahl der Gottesdienstbesucher ging zeitweise zurück, die Kirchenaustritte nahmen zu. Vor allem aber wurde deutlich, dass es künftig nicht mehr genug Priester geben würde, um die mehr als 80 Pfarreien des Erzbistums zu besetzen.

Im Jahre 2009 entschied sich daher Erzbischof Dr. Werner Thissen für die Zusammenfassung von Pfarreien in sogenannten Pastoralen Räumen. Damit sollten aber nicht nur die Personalprobleme gelöst, sondern auch „die Zusammenarbeit vieler kirchlicher Akteure mit unterschiedlichen Aufgaben in einer Region“ gefördert werden.

Die Entwicklung im Dekanat Altona führt die Notwendigkeit solcher Eingriffe in die überkommenen Strukturen deutlich vor Augen:

In St. Petrus Finkenwerder stand zum Jahreswechsel 2000/2001 die Pensionierung von Pfarrer Hellmut Tourneau bevor. Da ein Nachfolger nicht zur Verfügung stand, entschloss man sich, der Pfarrei St. Marien-Altona als Filialgemeinde beizutreten.

Ähnlich in St. Paulus-Augustinus. Nachdem Pfarrer Martin Min im September 2006 in den Ruhestand gegangen war, wurde die Pfarrei zum Ende des Jahres aufgehoben und mit Maria Grün zusammengeschlossen. Ende 2014 wurde auch die Pfarrei St. Bruder Konrad aufgelöst und nach Maria Grün umgepfarrt.

Als schließlich 2014 der Pfarrer von St. Marien/Finkenwerder, der Franziskanerpater Hermann-Josef Lentze aus Altersgründen und ohne Nachfolger ausschied, war eine grundlegende Neuordnung der Pfarreistrukturen nicht länger zu umgehen.

Schon seit 2012 hatte man in St. Marien intensiv über die Frage diskutiert, in welche Richtung man sich bei der Zuordnung zu einem Pastoralen Raum entscheiden solle: Wegen der Grenzlage der Gemeinde standen entweder die „City-Gemeinden" im Osten (St. Joseph, Kleiner Michel, Mariendom, St. Sophien) oder Blankenese im Westen mit Maria Grün, St. Paulus-Augustinus und St. Bruder Konrad zur Auswahl. Letztlich votierten Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat von St. Marien/ Finkenwerder in einer gemeinsamen Sitzung vom 7. Mai 2014 für eine Westorientierung. Das Erzbistum folgte dieser Empfehlung und legte im Oktober 2014 fest:

„Zum Pastoralen Raum im Hamburger Westen gehören die Pfarreien Maria Grün, Blankenese, und St. Marien, Altona, mit ihren Gemeinden und die Gemeinde Bruder Konrad, Osdorf und Schenefeld, der gleichnamigen Pfarrei sowie allen kirchlichen Einrichtungen und Dienst auf diesem Gebiet. Der Beginn der Entwicklung wird auf den 01.01.2015 festgelegt." [80]

Nach Vorlage und Genehmigung eines Pastoralkonzepts im Sommer 2017, bestimmte man den 3. Juni 2018 als Termin für die Errichtung der neuen Pfarrei mit dem Namen St. Maria.

10. Blick zurück nach vorn

Bei Gründung des neuen Erzbistums im September 1994 war es 400 Jahre her, dass Graf Adolf XIV. von Schauenburg seinen katholischen Untertanen die Erlaubnis erteilt hatte, in einem Altonaer Privathaus erstmals seit der Reformation wieder katholische Gottesdienste zu feiern. Und es lag 100 Jahre zurück, dass sich 4.000 Altonaer und Hamburger Katholiken am Millerntorplatz zu einer patriotisch gestimmten Festveranstaltung zusammengefunden hatten. Etliche der damals mit Schwung und Optimismus vorgetragenen Ziele konnten nicht oder erst mit erheblicher Verzögerung erreicht werden. So verlor man den Kampf für die „gottgewollte" Monarchie und gegen die als Rückfall in die Barbarei empfundenen Ziele der Sozialdemokratie in der Novemberrevolution des Jahres 1918. Und auch die Hoffnung, dass „die Zeit, in denen die getrennten christlichen Confessionen unter einander in confessionellem Hader sich selbst zerfleischten, (...) vollständig und unwiederbringlich dahin sein (möge)" [81], konnte erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil an Kontur gewinnen. Was blieb, war eine an Zahl und Bedeutung zunehmende katholische Minderheit, die nicht nur ein wachsendes Selbstbewusstsein, sondern auch eigene Organisationsstrukturen entwickelte.

Von St. Joseph, der „Mutterkirche des Nordens", und dann von St. Marien in Ottensen ausgehend, entstanden seit den 1920er Jahren in den einzelnen Stadtteilen eigene Gemeinden, die im Laufe der Zeit ihre Eigenständigkeit erlangten. Ursache für diesen Aufschwung war die Zuwanderung von „Fremden", die sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Arbeitskräfte in den wirtschaftlich prosperierenden Städten niederließen. Das Wachstum der katholischen Gemeinde in Ottensen ist wesentlich auf diesen Faktor zurückzuführen.

Innerstädtische, ebenfalls von wirtschaftlichen Faktoren ausgelöste „Binnenwanderungen", führten zu einer weiteren Ausdifferenzierung der Gemeindestrukturen. Während sich wohlhabende Bürger im attraktiven Blankenese (Maria Grün) niederließen, zogen Arbeiter und Angestellte in die städtischen Wohnbauten (Steenkamp-Siedlung) von Othmarschen-Bahrenfeld (St. Paulus-Augustinus), während Arbeitslose in den „Kistendörfern" von Osdorf (St. Bruder Konrad) eine notdürftige Bleibe fanden.

Die Folgen des verlorenen Zweiten Weltkriegs erzeugten eine ganz neue Art von Zuwanderung, nämlich die der „Ostflüchtlinge", die in den großen Lagern im Hamburger Stadtgebiet untergebracht wurden. Eines

davon war das Durchgangslager in Finkenwerder, wo sich 1958 eine eigene katholische Gemeinde bildete. „Die Kirche folgte den Gläubigen“, wie Bernd Nellessen in seiner Studie über die katholische Kirche Hamburgs im 19. Jahrhundert formuliert hat.

Parallel zu diesem Auf- und Ausbau der Gemeinden kam es auch zur Gründung übergeordneter Verwaltungsstrukturen, die einen Austausch untereinander garantierten. Für unsere fünf Gemeinden war es zum Einen das Dekanat Altona, das 1946 aus dem 1931 gegründeten Dekanat Holstein hervorgegangen war. Zum Anderen der Verband der katholischen Gemeinden in Altona, der von 1935 bis zu seinem Aufgehen im Hamburger Gesamtverband im Jahre 1963 die finanziellen Belange der angeschlossenen Gemeinden regelte.

Die künftig im Pastoralen Raum St. Maria zusammengeschlossenen Gemeinden haben also neben dem uns alle verbindenden Glauben auch gemeinsame Wurzeln und Erfahrungen, die bei allen Unterschieden eine starke Basis für die Zukunft bilden.

Das Dekret des Erzbischofs vom 30. November 2017 zur Errichtung der neuen Pfarrei St. Maria verwendet im Hinblick auf die in ihr aufgehenden Pfarreien von Blankenese und Ottensen den Begriff der „Aufhebung“. In seinem dialektischen Denken benutzt der Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel die dreifache Bedeutung von „aufheben“: Zum Einen im Sinne von „beenden“ zum Anderen in der Bedeutung von „aufbewahren“ und zum Dritten im Sinne von „hinaufheben“, etwas auf eine höhere Stufe heben.

So verstanden bedingt die „Aufhebung“ der Pfarreien von Maria Grün und St. Marien zwar ihr juristisches Ende, gleichzeitig werden jedoch ihre Traditionen bewahrt und auf einer höheren Ebene, nämlich der des neuen Pastoralen Raums St. Maria fortgesetzt.

11. Anmerkungen

Der Verfasser konnte die Akten der Pfarrarchive von St. Marien und Maria Grün sowie die im Archiv des Erzbistums Hamburg überlieferten Quellen nutzen. Hilfreich war die in der Nordelbischen Kirchenbibliothek und der Bibliothek des Vereins für Kirchengeschichte Hamburgs und Schleswig-Holstein vorhandene Spezialliteratur. Mein besonderer Dank gilt Martin Colberg für seine fachliche Unterstützung, Dr. Katrin Lege, Dr. Marita to Berens und Ulrich Schacht für ihre akribische Lektüre des Manuskripts sowie Dr. Claus-Uwe Jehle und Peter Just für die kritische Begleitung des gesamten Projekts.

Hamburg im April 2018 Michael Jurk

---

[1] Die 300jährige Jubelfeier der katholischen Gemeinde zu Altona. Festbericht, im Auftrage des Festkomitees zusammengestellt von dessen Vorsitzenden [Bernhard Stroetmann], Emsdetten 1894, S. 7.
[2] Zitiert nach: Reformation in Hamburg. Materialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit, hrsg. v. Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung, Hamburg 2016, S. 19.
[3] Siehe hierzu Holmer Stahncke, Altona. Geschichte einer Stadt, Hamburg 2014, S. 45ff.; Stahncke spricht irrtümlich von 1597 als dem Jahr der Privilegienerteilung.
[4] Das Schmuckblatt zum Jubiläum von 1894 zeigt zwischen den Fassaden und von St. Joseph und St. Marien eine fiktive Ansicht dieser Kapelle.
[5] Jubelfeier, S. 22.
[6] Jubelfeier, S. 11.
[7] Jubelfeier, S. 16.
[8] Noch anlässlich des 1200jährigen Bonifatius-Jubiläums im Jahre 1919 sah sich im benachbarten Hamburg Bernhard Wintermann, Pfarrer von St. Marien, in seiner Festrede veranlasst, auf die nationale Zuverlässigkeit der Katholiken hinzuweisen – siehe Bernd Nellessen, Das mühsame Zeugnis. Die katholische Kirche in Hamburg im zwanzigsten Jahrhundert, Hamburg 1992, S. 32ff.
[9] Stahncke, Altona, S. 50f.
[10] Peter Schmidt-Eppendorf, Freiheit im Ketzernest. Katholische Freistätten in Schleswig-Holstein: in: Martin Lätzel, Joachim Liß-Walther (Hrsg.), Christentum zwischen Nord- und Ostsee. Eine kleine ökumenische Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins, Hamburg 2014, S. 90–92.
[11] Zitiert nach der Übersetzung in: St. Joseph-Altona. Festschrift 1594–1994, Hamburg 1994, S. 17; die Urkunde befindet sich bis heute im Besitz der Gemeinde.
[12] Zitiert nach Stahncke, Altona, S. 57.
[13] Zitiert nach Roland Seffrin, Über Geschichte, Herkunft und Leistung der Katholiken im Rahmen der Hamburgischen Gesamtbevölkerung, in: Festschrift zum goldenen Priester-

jubiläum des Erzbischofs Dr. Wilhelm Berning, hrsg. v. Katholikenausschuss für Gross-Hamburg, Hamburg 1950, S. 59-62, hier S. 60.

[14] Zitiert nach Holger Wilken, Die katholische Gemeinde in Hamburg vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1963, (Diss.) Hamburg 1997, S. 38.

[15] Siehe hierzu die Berechnungen von Holger Wilken, Katholische Bevölkerung und katholische Gemeinden im Raum Hamburg. Größe und Zusammensetzung 1750–1866, in: Beiträge und Mitteilungen, hrsg. v. Verein für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein, Bd. 5, 1995, S. 244–259.

[16] Zitiert nach Wilcken, katholische Gemeinde, S. 64f.

[17] Zitiert nach Anne Frühauf, Fabrikarchitektur in Hamburg. Entwicklung und Bestand bis 1914 (Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg, Bd. 10), Hamburg 1991, S. 15; bei dem Unternehmen handelt es sich um die Hamburger Wollkämmerei AG, die laut Frühauf einen wesentlichen Anteil am Aufbau der katholischen Kirchengemeinde in Wilhelmsburg hatte, ebda., S. 47, Fn. 68.

[18] Zeitungsartikel, wohl für die in Osnabrück erscheinende Bistumszeitschrift „Leo", vom 2. Dezember 1888, in: Pfarrarchiv St. Marien, Altona [künftig: PAStM], Nr. 214: Sammlung von August Grauert verfasster Zeitungsartikel.

[19] Bischof Bernard an August Grauert, 10. November 1886, PAStM, Nr. 168.

[20] Bischof Bernard an August Grauert, 15. Mai 1889, PAStM, Nr. 217.

[21] Bischof Bernard an August Grauert, 16. Januar 1889, PAStM, Nr. 168.

[22] Bischof Bernard an August Grauert, 13. August 1890, PAStM, Nr. 168.

[23] Protokoll über die Benedikation der Kirche in Ottensen am 6. April 1891, PAStM, Nr. 168.

[24] Artikelsammlung Grauert, in: PAStM. Nr. 214.

[25] Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Osnabrück und die Norddeutschen Missionen [künftig: KA], Nr. 11 (15. Nov. 1906), S. 142f.

[26] Urkunde über die Errichtung der Pfarrgemeinde Altona-Ottensen, abgedruckt in: KA, Nr. 24 (28. Dez. 1922), S. 133.

[27] PAStM, Nr. 87: Bericht der Gemeinde St. Marien an den Generalvorstand des Bonifatius-vereins in Paderborn, Frühjahr 1924.

[28] Nachrichtenblatt für die katholischen Gemeinden von Hamburg, Altona und Umgebung [künftig: Nachrichtenblatt], Nr. 9 (1. März 1929), S. 54: Priesterjubiläum [Paul Jansens] in der St. Mariengemeinde in Ottensen.

[29] PAStM, Nr. 196: Protokoll der Sitzung des Kirchenvorstandes vom 15. Juni 1928.

[30] Zitiert nach der Festschrift: 50 Jahre Maria Grün 1930-1980, Hamburg 1980, S. 5.

[31] Chronik St. Marien für das Jahr 1922, PAStM, Nr. 367.

[32] Paul Jansen an Bischof Berning, 6. Oktober 1924, PAStM, Nr. 83.

[33] Kirchenvorstand St. Marien, Sitzungsprotokolle vom 28. Januar 1928 und 23. August 1929, PAStM, Nr. 196.

[34] Kirchenvorstand St. Marien an Bischof Berning, 8. Oktober 1929, PAStM, Nr. 83.

[35] Sitzung des Kirchenvorstandes von St. Marien, 29. November 1929, PAStM, Nr. 196.

[36] Ebda.

[37] Zitiert nach: Christian Fuhrmeister, Avantgarde in der Diaspora: Die katholische Kirche Maria Grün in Hamburg-Blankenese (1929/39), in: Das Münster, 4 (1999), S. 331–344, hier S. 331.

[38] Text der Bauausschreibung, zitiert nach Fuhrmeister, Avantgarde, S. 331.

[39] Fuhrmeister, Aventgarde, S. 355; für Paulus Augustinus siehe die Korrespondenz mit Kamps betr. des „christozentrischen Prinzips", PAStM, Nr. 177.

[40] Nachrichtenblatt, Nr. 42 (18. Oktober 1929), S. 293. Dem Sprachduktus zufolge handelt es sich bei dem Verfasser des Artikels um Pastor Friedrich Börsting. Die Gedenktafel selbst ist nicht zur Ausführung gekommen bzw. nicht mehr vorhanden.

[41] Gesetz zum Vertrag mit dem Heiligen Stuhl vom 3. August 1929, abgedruckt in: KA, Nr. 20 (30. September 1929), S. 285ff.

[42] Die Osnabrücker Diözesansynode im Jahre 1920, Teil III: Sammlung kirchenrechtlicher Bestimmungen mit besonderer Berücksichtigung des Partikularrechts, Osnabrück 1925, S. 40, [Handexemplar Paul Jansens].

[43] PAStM, Nr. 82: Kirchenvorstand St. Marien an Bischof Berning, 19. Mai 1928. Vergleichbare Probleme gab es in zu dieser Zeit auch auf politischer Ebene: So sah es der Kreis Pinneberg bei der Bildung von Groß-Altona nicht ein, „warum es neun Gemeinden, unter ihnen einige, in denen zahlungskräftige Steuerzahler wohnten, ohne Ausgleich hergeben sollte", Stahncke, Altona, S. 269.

[44] Ebda., Generalvikariat Osnabrück an Paul Jansen, 24. September 1928; korrigierter Be-schluss des Kirchenvorstandes von St. Marien, 25. Oktober 1928.

[45] Nachrichtenblatt, Nr. 9 (1. März 1929), S.54: Priesterjubiläum [Paul Jansens] in der St. Mariengemeinde in Ottensen.

[46] PAStM, Nr. 6: Sitzung des Kirchenvorstands von St. Marien, 22. November 1929.

[47] PAStM, Nr. 102: Paul Jansen, Begründung für die Erhebung einer Kirchensteuer von 10 %, ohne Datum, ca. Ende 1935. In der Praxis war ein derartiger Finanzausgleich aber zumin-dest in der Anfangsphase durchaus konfliktträchtig. So führten Kürzungen im Etat der Gemeinde von Maria Grün zu einem geharnischten Brief des dortigen Kirchenvorstandes an Bischof Berning, in dem man sich mit „höchstem Befremden" über derartige Eingriffe beschwerte. Bernings vermittelnde Antwort schloss mit der Aufforderung, man möge „nunmehr bereitwillig einige Opfer bringen, die ich im Interesse der kirchlichen Allgemein-heit für notwendig halte." – Briefwechsel Kirchenvorstand Blankenese – Berning vom April 1936 in: Archiv des Erzbistums Hamburg [künftig: AEH], Vdrkg 178.

[48] Zitiert nach Nellessen, Zeugnis, S. 68.

[49] Zitiert nach Nellessen, Zeugnis, S. 70.

[50] Zitiert nach Wilken, katholische Gemeinde, S. 160.

[51] Wilhelm Berning, Katholische Kirche und deutsches Volkstum, München 1934, S. 41.

[52] KA, Nr. 25 (2. Oktober 1933), S. 314.

[53] Günter Dörnte, Katholische Schulen in Hamburg 1832–1939, (Diss.), Hamburg 1984, S. 282.

[54] Zitiert nach: Holger Wilken, Die katholische Gemeinde (Alt-)Hamburgs 1933–1945, in: Rainer Hering, Inge Mager (Hrsg.), Kirchliche Zeitgeschichte (20. Jahrhundert). Hambur-gische Kirchengeschichte in Aufsätzen, Teil 5 (Arbeiten zur Hamburger Kirchengeschichte, Bd. 26), Hamburg 2008, S. 243–261; hier S. 252.

[55] KA, Nr. 5 (23. Februar 1934), S. 31.

[56] PAStM, Nr. 196: Sitzung des Kirchenvorstandes am 11. Januar 1934. Geflaggt wurde z. B. auf Anordnung des Generalvikariats zur Beisetzung des Reichspräsidenten von Hindenburg am 2. Oktober 1935 und zum „Erntedanktag" vier Tage später – AEH dekeb 1; hier ist allerdings nur noch von einer Flagge nämlich der Hakenkreuzfahne die Rede – siehe hierzu die Priesterkonferenz des Dekanats Holstein am 4. November 1935: Pkt. 3: „Neueste Bestimmungen über Flaggenfrage" – AEH dekeb 30.

[57] Zitiert nach "Elbfeuer", dem Pfarrblatt von Maria Grün, Nr. 21 (20. August 1933).

[58] Zitiert nach „Weihe der Bruder-Konrad-Kirche in Altona-Osdorf", in: Nachrichtenblatt, Nr. 47 (23. November 1934), S. 456.

[59] So die SS-Wochenzeitschrift „Das Schwarze Korps" im Jahre 1938 – siehe Fuhrmeister, Avantgarde, S. 340; Baudaten in: „75 Jahre St. Bruder Konrad Kirche Hamburg-Osdorf, Lurup, Schenefeld 1934–2009. Eine Zeittafel", S. 2.

[60] Bericht der Geheimen Staatspolizei vom Sommer 1941. Den Hinweis verdanke ich Frau Elisabeth Schulte.

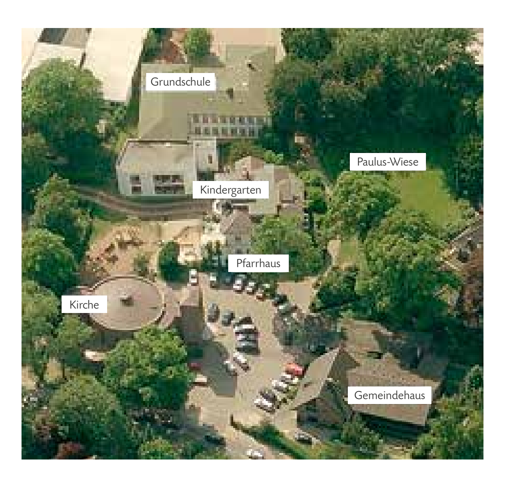
[61] PAStM, Nr. 367: Pfarrchronik; abgedruckt bei Nellessen, Zeugnis, S. 83.

[62] Günter Dörnte, Hamburg – Ein Sonderfall. Die Hamburger katholischen Schulen gestern – heute – morgen. Dokumentation einer Ausstellung in der Katholischen Akademie Hamburg vom 25. Januar bis zum 16. Februar 1996, Hamburg 1999, S. 218.
[63] Dörnte, Katholische Schulen, S. 288. Siehe dazu auch den Chronikeintrag Paul Jansens für das Jahr 1939 – PAStM, Nr. 367.
[64] PAStM, Nr. 370.
[65] Nellessen, Zeugnis, S. 164.
[66] PAStM, Nr. 367: Chronik 1943. In seinem „Bericht über Fliegerschäden im Dekanat Holstein" an Bischof Berning schätzte Paul Jansen, dass wohl die Hälfte der Gemeinde St. Marien die Stadt Hamburg verlassen habe, Schreiben vom 10. August 1943, in: AEH Viipd 75.
[67] Nellessen, Zeugnis, S. 185.
[68] AEH, dekeb 19: Paul Jansen an Bischof Berning, 11. November 1946.
[69] Martin Colberg, Flüchtlinge in Hamburg nach dem 2. Weltkrieg, unveröffentlichtes Manuskript, Bl. 2f. Kurt Wagner, Rudolf Meier, Hinrich Stroh, Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit, Hamburg 1986, S. 33.
[70] Colberg, Flüchtlinge, Bl. 3f.
[71] PAStM, Nr. 83, Kirchenvorstand St. Marien an Bischof Berning, am 5. Sept. 1954 abgesandter Entwurf vom 5. März 1954.
[72] PAStM, Nr. 196: Kirchenvorstand St. Marien, Protokoll vom 22. Juli 1945.
[73] Wilken, Katholische Gemeinde, S. 261.
[74] Handbuch des Bistums Osnabrück 1968, S. 62.
[75] Wilken, Katholische Gemeinde, S. 148f.
[76] Zitiert nach: Henry Fischer (Hrsg.), Hansekirche. Zur Neugründung des Erzbistums Hamburg, Hamburg 1994, S. 21.
[77] Jacques Emile Louis Alexandre Nölting (1812–1899), Hamburger Kaufmann und Bankier, 1883 zum katholischen Glauben übergetreten; u.a. Stifter des Hochaltars und des Pfarrhausgrundstückes von St. Marien, Altona.
[78] Emile Nölting an Gerhard Harling, 12. Oktober 1894. Der vollständige Brief ist abgedruckt als Anhang zu: Reimund Haas, Kölner Kollekten für die Nordischen Missionen (1866–1930), in: Kirche in der Diaspora des Nordens. 5. Internationale Tagung für Kirchengeschichte des Vereins für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein e.V. (Beiträge und Mitteilungen, Band 10), Husum 2013, S. 139–162, hier S. 157f.
[79] Wilken, Katholische Gemeinde, S. 215. Schon auf der Diözesansynode im Jahre 1930 war „aus Laienkreisen der Diaspora" der Wunsch geäußert worden, das Oberhaupt der Diözese möge künftig den Titel „Bischof von Osnabrück und Hamburg" tragen – Nachrichtenblatt, Nr. 41 (10. Oktober 1930), Titelseite.
[80] Beschluss des Geistlichen Rates des Erzbistums Hamburg vom 7. Oktober 2014, zitiert nach: Pfarrarchiv Maria Grün [PAMGr], Akte 8.50, Chronik, Bl. 34.
[81] Die 300jährige Jubelfeier der katholischen Gemeinde zu Altona. Festbericht, im Auftrage des Festkomitees zusammengestellt von dessen Vorsitzenden [Bernhard Stroetmann], Emsdetten 1894, S. 15 – der Bericht vermerkt dazu ein „Anhaltendes Bravo!".

12. Anhang

Maria Grün, Blankenese
Schenefelder Landstraße 3, 22587 Hamburg, Tel.: 040/87 08 00 90

Gemeinde mit 6.000 Katholiken.
Zur Gemeinde gehören die Stadtteile Blankenese, Rissen, Sülldorf, Iserbrook, Nienstedten und der südliche Teil von Osdorf.



Geschichte: Die erste hl. Messe wurde am 3. September 1922 in der Aula des Realgymnasiums gefeiert. Am 19. April 1925 wurde im späteren Paulushaus eine Hl.-Geist-Kapelle benediziert; die Gemeinde wurde Missionsbezirk mit eigenem Geistlichen. Am 1. April 1928 Missionspfarrei (unter Abpfarrung von St. Marien, Ottensen), seit 1968 Pfarrei. 1961 Abpfarrung von St. Bruder Konrad, Lurup, als Kuratie (seit 1934 Seelsorgebezirk). Im Oktober 1948 Einrichtung einer katholischen Schule.

Kirche: Aufnahme Mariens in den Himmel. Erbaut 1930. Rundbau aus rotem Klinker, an den ein niedriger rechteckiger Turm, ein Kranz von Nischen für Sakristei und Kapellen und ein ebenfalls runder Chor angebaut sind (Architekt Clemens Holzmeister, Wien). Farbige Fenster nach den Entwürfen von Heinrich Campendonk). 250 Sitzplätze.
Konsekration: 7. September 1930.

Einrichtungen: Gemeindehaus, Kindergarten, Grundschule, Wohnstift.

Leitende Geistliche:
1925 – 1931: Friedrich Börsting
1931 – 1933: Dr. Michael Keller
1933 – 1947: Johannes Bunte
1947 – 1982: Dr. Wilhelm Berning
1983 – 1989: Ansgar Hawinghorst
1990 – 2013: Peter Mies
seit 2013: Dr. Thomas Benner

Literatur: Zum 75. Weihetag der Kirche Maria Grün, Hamburg 2005.

St. Marien, Altona-Ottensen
Bei der Reitbahn 4, 22763 Hamburg, Tel.: 040/398 81 50



Gemeinde mit 5.300 Katholiken. Zur Gemeinde gehören der Stadtteil Ottensen, die östlichen Teile von Bahrenfeld und Othmarschen sowie kleine Teile von Stellingen, Altona-Nord und Altona-Altstadt.

Geschichte: Im Zuge der Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert kamen wieder Katholiken in die Landgemeinde Ottensen, die im Gebiet der Pfarrei St. Joseph lag. Die erste hl. Messe in Ottensen wurde am 24. Mai 1889 in einem Bauernhaus gefeiert. Ottensen war seit 1891 Missionsbezirk, seit 1922 Missionspfarrei und seit 1968 Pfarrei. Abpfarrungen: 1928 Maria Grün, Blankenese (Seelsorgebezirk seit 1925), 1954 St. Paulus-Augustinus, Groß Flottbek (Seelsorgebezirk seit 1947).

Katholische Schule: 1889 eröffnet, 1939 von den Nationalsozialisten geschlossen, Oktober 1945 wieder eröffnet.

Kirche: Unbefleckte Empfängnis Mariens, Conpatron St. Bonifatius.
Entstanden 1890/91 aus dem Umbau einer Scheune. Angebauter Chorraum, kurzer wuchtiger Turm mit gedrungenem Faltdach im Stil einer neoromanischen Backsteinkirche (Architekt E. Brettschneider, Hamburg). 200 Sitzplätze. Benedikation am 6. April 1891.

Einrichtungen: Kinderheim St. Ansgar-Stift (1889 als Kommunikanten-Anstalt gegründet) Kindertagesstätte, Grundschule, Gemeindehaus.

Leitende Geistliche:
1891 – 1893: Wilhelm Smits
1893 – 1895: Heinrich Knipper
1895 – 1900: Bernhard Stroetmann
1900 – 1902: Bernhard Kampker
1902 – 1912: Hermann Schütte
1912 – 1919: Gerhard Hilling
1919 – 1953: Paul Jansen
1953 – 1970: Franz Pattloch
1970 – 1989: P. Urban Hachmeier, OFM
1989 – 2014: P. Hermann-Josef Lentze, OFM
2014 – 2015: Wolfgang Bruns (Pfarradministrator)
2015 – 2018: Dr. Thomas Benner

Literatur: 100 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Marien-Altona, 1891 – 1991, Hamburg 1991.

St. Paulus-Augustinus, Groß Flottbek
Ebertallee 9, 22607 Hamburg, Tel.: 040/89 41 40

Gemeinde mit 3.000 Katholiken. Zur Gemeinde gehören der Stadtteil Groß Flottbek sowie größere Teile von Othmarschen und Bahrenfeld.



Geschichte: Seit 1930 wurden die Katholiken in Groß Flottbek von Priestern der Pfarrei St. Marien, Altona, betreut. Nach dem Zuzug vieler Vertriebener und Ausgebombter 1948 Errichtung eines selbstständigen Seelsorgebezirks. 1954 Kuratie, 1968 Pfarrei. 2007 Umpfarrung nach Maria Grün.

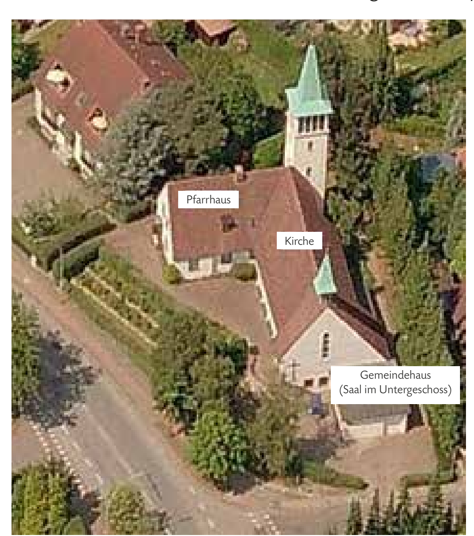
Kirche: St. Paulus, Conpatron St. Augustinus.
Erbaut 1930 (Architekt Johannes Kamps, Hamburg). Konsekration am 21. September 1930. Einschiffige Kirche aus rotem Backstein mit asymmetrisch angesetztem halbrundem Chorraum, Rundfenstern und sehr flachem Satteldach. Teilweise in das Kirchenschiff integrierter niedriger Glockenturm mit Pultdach und vorgesetztem großen Kreuz. 180 Sitzplätze.

Einrichtungen: Kindergarten, Gemeindehaus, Fokolargemeinschaft.

Leitende Geistliche:
1947 – 1982: Johannes Neveling
1982 – 1997: Ralph Freiherr von Falkenstein
1998 – 2006: Martin Min

Literatur: 25 Jahre St. Paulus-Augustinus, Hamburg 1972.

St. Bruder Konrad, Lurup
Am Barls 238, 22549 Hamburg, Tel.: 040/87 97 40 16



Gemeinde mit 3.200 Katholiken. Zur Gemeinde gehören Teile von Osdorf und Lurup sowie die holsteinische Gemeinde Schenefeld.

Geschichte: Erste hl. Messe am 30. Juli 1933 in einer Notkapelle. 1934 eigene Seelsorgebezirk innerhalb der Pfarrei Maria Grün, Blankenese. 1961 Kuratie, 1980 Pfarrei. 1971 Gründung der Filialgemeinde St. Jakobus, Abtrennung 1978, Rückkehr 2008. 2015 Umpfarrung nach Maria Grün.

Kirche: St. Bruder Konrad.
Erbaut 1934 (Architekt Johannes Kamps, Hamburg). Konsekration am 18. November 1934. 1944 durch Bomben beschädigt, 1948–1950 Vergrößerung und Wiederaufbau. Turmbau 1954. Weiß verputzte Saalkirche mit Rundbogenfenstern. Steiles Satteldach.
Im Innenraum freiliegende Holzkonstruktion. 200 Sitzplätze.

Einrichtungen: Gemeindehaus

Leitende Geistliche:
1934 – 1964: Joseph Alfermann
1965 – 1994: Johann Maußner
1995 – 2008: Hans-Rudolf Kaesbach
2009 – 2013: Henryk Klein
2013 – 2014: Dr. Ludwig Haas (Pfarradministrator)

Literatur: 50 Jahre St. Bruder-Konrad-Gemeinde in Hamburg-Osdorf und Schenefeld, 1934–1984, Hamburg 1984.

St. Petrus, Finkenwerder
Norderkirchenweg 71, 21129 Hamburg, Tel.: 040/74 21 43 75

Gemeinde mit 900 Katholiken. Zur Gemeinde gehören der Nordteil von Finkenwerder, Waltershof und Moorburg.



Geschichte: Während des Zweiten Weltkrieges wurden von St. Ansgar, Hamburg, aus Soldatengottesdienste gehalten. Nach dem Krieg Gottesdienste in der Aueschule. 1958 selbstständiger Seelsorgebezirk, 1962 Kuratie, 1968 Pfarrei. 1963 wurde die Pfarrei vom Dekanat Hamburg zum Dekanat Altona umgegliedert. 2001 Filialgemeinde von St. Marien, Altona.

Kirche: St. Petrus.
Erbaut 1957/58 (Architekt Karlheinz Bargholz, Hamburg). Konsekration am 16. März 1958. Kirche auf achteckigem Grundriss mit flachem Pyramidendach. Der schlanke, mehreckige Turm mit Pyramidenhelm ist durch einen Zwischenbau mit der Kirche verbunden. 300 Sitzplätze.

Einrichtungen: Gemeinde, Kloster der Karmelzelle mit Gästehaus

Leitende Geistliche:
1958 – 1964: Johannes Müller
1964 – 1967: Gerhard Zachradnik
1967 – 1971: Rudolf Kühl
1971 – 1976: Hermann Eilers
1976 – 1983: Augustinus Cordes
1983 – 1992: Wolfgang Müller
1992 – 2001: Hellmut Tourneau

Literatur: St. Petrus, Hamburg-Finkenwerder, (Schnell-Kunstführer Nr. 2759), Regensburg 2010.

Wo sind wir Kirche? Sozialräumliche Orientierung

Es wird immer schwierig sein, die sozialräumlichen Strukturen eines Pastoralen Raums (PaR) umfassend zu beschreiben, insbesondere dann, wenn die Stadtteile des PaR heterogen sind. Aus diesem Grund hat die Gemeinde St. Marien in der Findungsphase ausführlich diskutiert, ob sie sich nach Westen (Elbvororte) oder nach Osten (Innenstadt) orientieren soll, da sie sich über städtische (Ottensen), wie auch vorortliche (Bahrenfeld) und dörfliche (Finkenwerder) Strukturen erstreckt.

Vor dem Hintergrund dieser Heterogenität kann eine Umfeldbeschreibung nur modellhaft sein und macht hoffentlich „Lust" darauf, sich mit den umfangreichen Daten, die zur Sozialräumlichen Orientierung zusammengetragen wurden, näher zu beschäftigen.

Die Gemeinden des PaR verorten sich im Westen des Hamburger Bezirks Altona, von Ottensen im Osten, bis Rissen im Westen, von Finkenwerder im Süden bis Osdorf und Schenefeld im Norden. Alle Stadtteile verfügen über eine städtische Infrastruktur (Verkehrsmittel, Kulturangebote, medizinische Versorgung, Bildung und Freizeitgestaltung etc.), die teilweise auch für die persönlichen Beziehungen trennend wirken kann (Autobahn A7 oder B431, Elbe).

Geprägt sind die Stadtteile u.a. durch ihre sehr unterschiedliche Bevölkerungsdichte. Während Ottensen mit gut 12.000 Einwohnern/qkm zu den am dichtesten besiedelten Stadtteilen Hamburgs gehört, sind die Elbvororte mit ca. 1.600 Einwohnern/qkm vergleichsweise dünn besiedelt. Dabei ist festzustellen, dass die Bevölkerung aller Stadtteile wächst. Die derzeit hohe Nachfrage nach Wohnraum führt durch Ausweisung neuer Baugebiete, wie auch lukrativer Innenverdichtungen, zu weiterem Bevölkerungswachstum.

Die hohe Nachfrage nach Wohnraum führt zu steigenden Immobilienpreisen, was neben dem Ruf als Szeneviertel, gerade die Bevölkerungsstruktur in Ottensen in den letzten Jahrzehnten dynamisch verändert hat (Gentrifizierung). So kommt es, dass sich die Sozialstrukturen (Einkommen, Bildung) in Ottensen/Bahrenfeld mit denen der Elbvororte langsam angleichen. Soziale Brennpunkte, bis auf Teile von Osdorf mit höheren Anteilen an Arbeitslosengeld-Beziehern, gibt es quasi nicht. Hier liegt auch der Anteilder unter 16-Jährigen in der Mindestsicherung in Höhe von ca. 30% weit über den Anteilen der anderen Gebiete.

Unterschiede gibt es in den Haushaltsstrukturen. Während im Westen in gut 20% der Haushalte auch Kinder leben, liegt der Anteil der Einpersonenhaushalte im Osten bei ca. 60%. Dabei liegt der Anteil der über 64-Jährigen im Osten nur bei ca. 14% im Vergleich zu fast 30% im Westen. Vereinfacht kann man feststellen: Junge Leute/Singles ziehen nach Ottensen, in der Familienphase zieht man dann weiter in den Westen. Die hohe Fluktuation spiegelt sich auch darin wieder, dass z.B. in St. Marien jährlich 14% der Gemeindemitglieder wegziehen und 18,5% der Gemeindemitglieder neu zugezogen sind (zum Vergleich Pfarrei Maria Grün: 8% Wegzüge und ca. 11% Zuzüge).

Typisch für Gemeinden in der Diaspora ist der Anteil an Katholiken an der Gesamtbevölkerung. Mit 8,5 bzw. 9% ist dieser nur halb so groß wie der der evangelisch-lutherischen Christen. Durch Zuzüge wachsen unsere Gemeinden aber jährlich um 4,6% (Marien) bzw. 2,1% (Maria Grün).

Insgesamt sinkt der Anteil der Gottesdienstbesucher in den letzten Jahren. Der Anteil der Gottesdienstbesucher ist in Maria Grün (8–9% der ca. 12.000 Katholiken) mehr als doppelt so hoch wie in Marien (3–4% der ca. 6.000 Katholiken). Gleiches gilt für den Anteil an den Amtshandlungen; auch hier liegen die Anteile im Osten halb so hoch wie im Westen. Auch bei den Bestattungen, was vor allem an dem geringen Seniorenanteil dort liegt und nicht daran, dass man in Ottensen nicht stirbt. Insgesamt erscheint der Westen noch „volkskirchlicher" geprägt als der Osten.

Neben den Gemeindeaktivtäten in den jeweiligen Gemeindezentren der vier nördlichen Gemeinden mit jeweils Kirche, Gemeindehaus und Pastorat sind in Marien und Maria Grün die beiden Grundschulen in katholischer Trägerschaft. Auch werden Kitas in Marien, Paulus-Augustinus und Maria Grün betrieben. Als besondere Orte kirchlichen Lebens sind noch das Kloster (Karmelzelle) in Finkenwerder und das Kinderheim St. Ansgar Stift zu nennen.

(Auszug aus dem Pastoralkonzept des Pastoralen Raums im Hamburger Westen vom 27. April 2017, Blatt 7–8.)

Bildnachweis
Archiv Bargholz, S. 55 (links).
Archiv des Erzbistums Hamburg, S. 16, 62 (oben), 63 (rechts).
Bing Maps, S. 73, 74, 75, 76, 77.
Katholische Kirchengemeinde St. Ansgar und St. Bernhard, Hamburg, S. 17 (unten).
Carl Linkemeyer, Das katholische Hamburg in Vergangenheit und Gegenwart, Hamburg 1931, S. 15.
Emile Nölting GmbH & Co. KG, S. 62 (unten).
Westdeutsche Luftfoto Bremen, Senator für Häfen, Schiffahrt und Verkehr, Bremen, Freigabe-Nr. /6-196/8, S. 54.
Staatsarchiv Hamburg, Plankammer, Inv. Nr. 720-10/131-6=600/1905.1 und 720-10/131-6=600/1828.01, S. 17.
Stiftung Historische Museen Hamburg, Altonaer Museum, Inv.Nr. 1985-52, Foto Elke Schneider, S. 20.

Alle anderen Abbildungen stammen aus den Archiven der Gemeinden St. Marien, Maria Grün, St. Paulus-Augustinus und St. Bruder Konrad.
Bei einigen Bildern konnten die Rechteinhaber nicht ermittelt werden.
Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich abgegolten.

Die im Hamburger Westen liegenden Gemeinden von Maria Grün, St. Marien, St. Paulus-Augustinus, St. Bruder Konrad und St. Petrus, die künftig in der neuen Pfarrei St. Maria zusammen finden werden, verbindet nicht nur der gemeinsame Glaube. Sie alle sind auch geprägt von den Auswirkungen der seit der Reformation im Norden herrschenden Diasporasituation und den Wanderungsbewegungen, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend verändert haben. Ein Blick zurück auf verbindende Erfahrungen und gewachsene Traditionen soll in eine gelingende Zukunft weisen.

